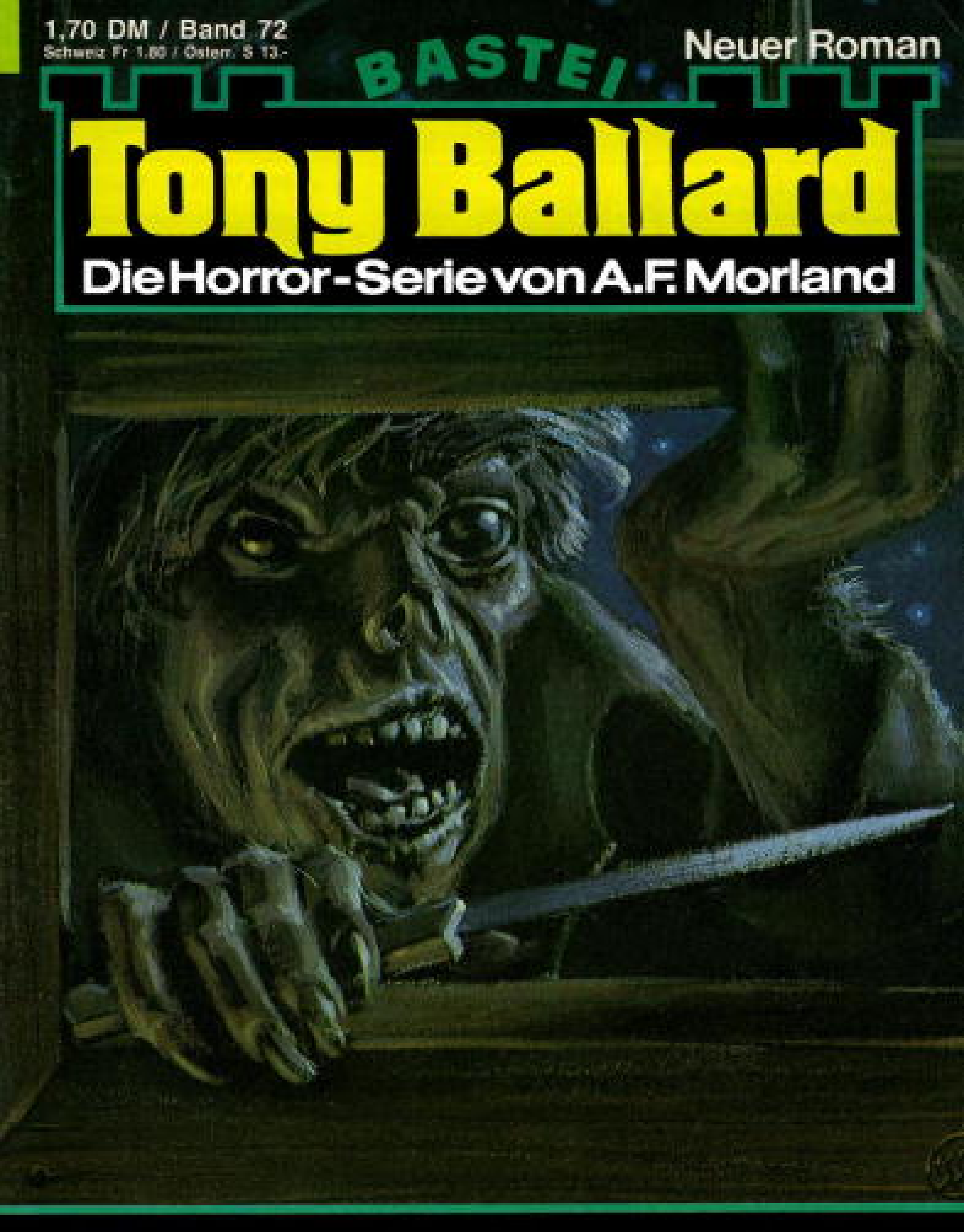

1,70 DM / Band 72
Neuer Roman
BASTEI
Tony Ballard
Die Horror-Serie von A.F. Morland
Sklaven der Satansdroge



Sklaven der Satansdroge

Tony Ballard Nr. 72

von A.F.Morland

erschienen am 21.06.1985

Sklaven der Satansdroge

Der Mann sah grauenerregend aus. Er trug eine riesige, grell bemalte Maske. Der Mund, weiß umrahmt, war grausam verzerrt, und hinter den großen Maskenaugen glänzte ein böses schwarzes Augenpaar.

Bastzöpfe baumelten beiderseits des schrecklichen Gesichts, und kinderfaustgroße Totenschädel klapperten an ihren Enden.

Der Mann war ein Schwarzer, ein Medizinmann - ein Marbu-Zauberer. Marbu war eine gefährliche Lehre, eine Geheimreligion im fernen Afrika, der bereits viele Menschen zum Opfer gefallen war.

Und nun hatte diese tödliche Seuche auf London übergegriffen.

Uharra, der Medizinmann, beschwor die schwarzen Kräfte aus der Geisterwelt. Er stand mit ausgebreiteten Armen vor der eisernen Schale, die auf drei schwarzen Metallbeinen stand und in der ein unheiliges Feuer loderte.

Der Neger streute eine Prise schwefelgelbes Pulver in die Flammen. Ein leises Zischen war zu hören, und im Feuer, das sich mit hellen Dämpfen vermengte, erschienen schreckliche Fratzen.

»Das Feuer ist bereit!« sagte Uharra und trat einen Schritt zurück. Er war bei dieser Zeremonie nicht allein. Zwei Männer, nackt bis auf eine Art Lendenschurz, befanden sich bei ihm und verfolgten genau, was der Medizinmann machte.

Sie beneideten ihn um sein Wissen, um die Fähigkeit, sich des Marbu-Zaubers bedienen zu können. Oft schon hatten sie diesen Zeremonien beigewohnt, doch sie wußten immer noch nicht, wie es der Zauberer schaffte, Verbindung mit der Unterwelt, der Welt der schrecklichen Geister und Dämonen, aufzunehmen.

Uharra schien irgendeinen Trick zu kennen, denn es genügte nicht, die Formeln allein aufzusagen und schwarze Litaneien herunterzubeten. Es reichten auch nicht die verschiedenen Pulver und Extrakte, die er ins Feuer gab, um die Kräfte aus den Tiefen der Verdammnis zu wecken.

Es mußte noch irgendein Geheimnis geben, hinter das die beiden Schwarzen jedoch nie kommen würden. Sie versuchten es lieber erst gar nicht, denn wer zu wißbegierig war, dem stand ein schreckliches Ende bevor, das hatte ihnen Uharra zur Warnung gesagt.

»Bringt das Opfer!« verlangte der Medizinmann.

Seine kräftige Stimme hallte in dem nüchternen unterirdischen Raum.

Einer der beiden Schwarzen, Lawassa, nickte und entfernte sich. Er kehrte mit einer kleinen braunen Holzkiste zurück, in der sich eine tödlich giftige Kobra befand. Lawassa hätte es niemals gewagt, seine Hand da hineinzustrecken, aber Uharra würde es tun.

»Die Pfeife!« befahl der Zauberer.

Doto, der andere Neger, gab ihm einen reich verzierten und ebenfalls grellbunt bemalten Gegenstand in die Hand, in den der Zauberer eine schwarze Kugel stopfte.

Geisteropium!

Mit der Pfeife trat Uharra an die Feuerschale. Er beugte sich vor und nahm das Mundstück zwischen seine Lippen, ohne die Maske abzusetzen.

Sobald er zu ziehen begann, leckten einige Flämmchen über die schwarze Kugel und brachten sie zum Glühen. Der Medizinmann versetzte sich in Trance.

Das Geisteropium tat seine Wirkung. Tierhafte Laute gab Uharra von

sich. Mal war es ein Knurren, dann ein helles Gackern oder ein aggressives Zischen.

Als die Glut der Opiumkugel zu Asche zerfiel, gab der Zauberer die Pfeife zurück. Doto nahm sie entgegen und blieb reglos stehen. Die Kobra würde Uharra beißen, aber er würde an ihrem mörderischen Gift nicht sterben.

Er hatte sich mit Hilfe des Geisteropiums geschützt. Es hieß, daß dieses schwarze Rauschgift völlig anders wirkte als alles, was Süchtigen sonst zugänglich war.

Das Geisteropium erweiterte die Persönlichkeit, verlieh ihm schwarze Kräfte und sprengte auf eine geheimnisvolle Weise den Rahmen aller Dimensionen.

Uharra wandte sich Lawassa zu, der mit beiden Händen die Holzkiste hielt. Der Medizinmann wies darauf. »Öffne sie!«

Lawassa gehorchte. Er entfernte die vordere Wand. Es war ein Schiebetürchen, das in zwei tiefen Nuten lief.

Uharra streckte die Hand aus.

Doto und Lawassa warteten gespannt. Einen Augenblick lang war nur das Knistern und Prasseln des Zauberfeuers zu hören. Dann schnellte Uharras Hand in die Kiste.

Lawassa und Doto sahen, wie der Medizinmann kurz zusammenzuckte. Jetzt mußte ihm die Kobra ihre Giftzähne ins Fleisch geschlagen haben.

Er riß die Hand nicht erschrocken zurück, sondern zog sie ganz langsam heraus, und er hielt die Schlange fest zwischen seinen Fingern.

Deutlich war die Bißwunde zu sehen. Wütend schlang sich das Tier um Uharras Arm. Die Schlange verkörperte auch in der Marbu-Lehre das Böse, und ihre Kraft, ihre Gestalt, ihre Tücke und ihr Gift sollten aufgenommen werden vom rotlodernden Marbu-Feuer.

Der Medizinmann wandte sich der Eisenschale zu. Mit blitzschnellen Bewegungen löste er den Reptilkörper von seinem Arm und warf das Tier in die Flammen.

»M-a-r-b-u-!« rief Uharra dabei laut.

Die Schlange wand sich im Feuer, und das Zischen, das sie ausstieß, wurde von den Flammen auf eine mysteriöse Weise verstärkt. Es war so laut, daß es in den Ohren schmerzte.

Und eine unbeschreibliche Kraft blähte den geschuppten, sich ständig windenden Leib auf. Ein Schädel - hundertmal so groß wie ein normaler Kobrakopf - stieß aus dem Feuer hervor, verschwand aber gleich wieder, und es hatte den Anschein, als würden die Flammen sich in das Reptil hineinfressen.

»Das Bild jetzt!« verlangte Uharra. »Schnell! Die Fotografie!«

Sie klebte an der Unterseite der Holzkiste. Lawassa nahm sie ab und

reichte sie dem Medizinmann. Sie zeigte einen Mann um die Vierzig. Blond war er und Brillenträger.

Uharra gab dem Feuer das Bild zu fressen. Flammenzähne schlugen in das Fotopapier, und ein gieriges Knurren war zu hören. Das Feuer, ein rätselhaftes Lebewesen, zerriß und verschlang die Fotografie, auf der ein Mann namens Jeffrey Parker zu sehen war.

»Nun wird Marbu seinen Schöpfungsakt vollziehen«, sagte Uharra in feierlichem Ton.

Und der Marbu-Geist formte aus Dampf, Feuer und Gift ein Wesen, das zunächst noch keine Ähnlichkeit mit einem Menschen hatte, aber der Akt war noch nicht abgeschlossen.

Unsichtbare Hände hoben das Wesen aus der Eisenschale, in der kein Feuer mehr brannte, modellierten weiter, und als sie mit ihrer Arbeit fertig waren, stand ein weißer Mann vor den Negern.

Jeffrey Parker, der Sekretär des bekannten Schriftstellers Paul Bordman.

***

Jubilee war ein ganz reizendes Mädchen, erst siebzehn Jahre alt, aber mit einer ungewöhnlichen Vergangenheit behaftet. Vier Jahre alt war sie gewesen; als ein Dämon namens Cantacca sie aus dem Haus ihrer Eltern entführte.

Dreizehn Jahre lebte sie bei ihm auf der Prä-Welt Coor, dieser Welt der Zauberer, Saurier, Elfen und Magier. Als Cantacca das Mädchen zu seiner Frau machen wollte, was mit einer Dämonenweihe verbunden gewesen wäre, rückte sie aus. Sie floh, obwohl ihre Chancen verschwindend gering waren, auf Coor überleben zu können, aber der Tod war ihr lieber, als Cantaccas Gefährtin zu werden.

Sie hatte Glück gehabt und war auf Tony Ballard und dessen Freunde gestoßen, die auf Coor eine wichtige Mission zu erfüllen hatten, und als sie damit fertig waren, nahmen sie Jubilee mit auf die Erde. [1]

Hier war sie nun, und es fiel dem hübschen, sympathischen Prä-Welt-Floh ungemein schwer, sich an die neue, ungewohnte Umgebung zu gewöhnen.

Ihre Eltern lebten noch, das wußte sie von Cantacca. Aber sie hatte keine Ahnung, wo, und kannte den Familiennamen nicht. Tony Ballard hatte versprochen, ihre Eltern zu suchen. Bis er sie gefunden hatte, durfte sie in seinem Haus wohnen, und die reizende Vicky Bonney kümmerte sich wie eine Mutter um sie.

Sie konnte selbst mit den kleinsten Problemen zu Vicky kommen, und auf jede Frage versuchte ihr die blonde Schriftstellerin eine erschöpfende Antwort zu geben.

Jubilee war brünett. Sie trug das Haar streichholzkurz, hatte ein pfiffiges Gesicht und dunkle Augen. Ihr junger Körper war sehr

geschmeidig, und Tony und seine Freunde hatten erlebt, wie hervorragend Jubilee zu kämpfen verstand.

Vicky Bonney hatte es sich zur Aufgabe gemacht, aus Jubilee einen »Erdenbewohner« zu machen. Der ganze liebe lange Tag war für Jubilee ein einziger Unterricht, aber es ermüdete sie nicht, denn sie war sehr wißbegierig und wollte in kürzester Zeit soviel wie möglich lernen.

Schon bald entstand zwischen Jubilee und Vicky Bonney eine wunderbare, von tiefem Vertrauen geprägte Freundschaft.

Allen war klar, daß Jubilee fortgehen würde, wenn Tony Ballard ihre Eltern ausfindig gemacht hatte, aber sie wußten auch, daß sie immer wieder zusammenkommen würden.

Gleich am ersten Tag hatte Vicky ein paar Sachen für Jubilee gekauft, um sie einzukleiden. Doch für heute hatte die Schriftstellerin einen Großeinkaufstag angesetzt, und sie hatte mit Jubilee das Haus in der Chichester Road bereits um neun Uhr morgens verlassen.

Es folgte ein ermüdender Streifzug durch viele Kaufhäuser und Boutiquen, und Vicky Bonney versuchte dem ungeschliffenen Mädchen, diesem Juwel von der anderen Welt, eine bestimmte Form zu geben.

Jeder Mensch verkörpert einen bestimmten Typus, und diesen wollte Vicky auch bei Jubilee herausstreichen.

Zu Mittag waren sie schon ziemlich groggy, aber Jubilee hatte große Freude mit dem, was sie eingekauft hatten, und das entschädigte Vicky Bonney für die brennenden und schmerzenden Füße.

Sie suchten in der Stamford Road ein chinesisches Restaurant auf und aßen Pekingente für zwei Personen. Der warme Reiswein schmeckte Jubilee nicht.

Sie verzog das Gesicht und schüttelte sich.

Vicky Bonney lachte herzlich. »Ich habe dich gewarnt. Reiswein ist nicht jedermanns Sache.«

»Er schmeckt, als hätte jemand seine Füße darin gebadet.«

»Ich mag ihn auch nicht. Du hättest grünen Tee nehmen sollen wie ich.«

»Darf ich mir welchen bestellen?«

»Aber natürlich.«

Ein Mann ging an ihrem Tisch vorbei. Vicky Bonney und Jubilee beachteten ihn nicht, aber er blieb stehen und sagte überrascht: »Miss Bonney! Was für eine Freude, Sie zu sehen!«

Vicky blickte hoch. »Ah, die Konkurrenz«, sagte sie mit einem erfreuten Lächeln.

Sie meinte damit ihren Schriftstellerkollegen Paul Bordman.

***

Bordmans »Sekretär« stand in dem unterirdischen Raum vor den drei Negern. Ein kaltes Lächeln kerbte sich um seinen Mund, während er sich träge die Brille richtete.

Marbus Geist hatte einen gefährlichen Doppelgänger geschaffen.

Parker war kein schöner Mann. Er hatte einen stechenden Blick und für sein Alter eigentlich schon eine reichlich verwelkte Haut. Der echte Parker war für Paul Bordman so etwas wie dessen Gewissen.

Was immer der Schriftsteller nicht vergessen wollte, sagte er Jeffrey Parker, und dieser speicherte es in seinem Kopf für ihn. Seit Parker für Bordman arbeitete, hatte der Schriftsteller noch keinen wichtigen Termin versäumt, was früher die Regel gewesen war.

»Er ist gut gelungen«, sagte Uharra zufrieden.

Lawassa und Doto nickten. Dieser Jeffrey Parker war vom echten Sekretär nicht zu unterscheiden.

Uharra stellte mit dem Unhold einen kurzen telepathischen Kontakt her. All die Dinge, die der neue Parker wissen mußte, gingen auf ihn über, und der Medizinmann knüpfte auch einen Auftrag daran.

»Hast du verstanden?« fragte er anschließend.

Jeffrey Parker nickte.

»Dann geh!« trug ihm der Zauberer auf.

Parker verließ den Raum.

»Wir werden ihn bald wiedersehen«, sagte Uharra und nahm die Maske ab. Lawassa und Doto erschraken nicht, denn sie wußten, wie der Medizinmann aussah, aber jedem anderen, der Uharra zum erstenmal sah, hätte es unwillkürlich einen eisigen Schrecken versetzt.

Uharra war krank. Eine geheimnisvolle Krankheit fraß ihn langsam auf. Es war nicht Lepra, war auch nicht ansteckend, und nicht einmal Uharra wußte ein Mittel dagegen.

Er würde sterben, das wußte er. Vielleicht schon bald, aber bestimmt nicht, bevor er getan hatte, was er sich vorgenommen hatte.

Er wollte derjenige sein, der in dieser Stadt den Marbu-Keim säte und zur tödlichen Blüte brachte.

An der linken Wange hatte Uharra eine nässende offene Wunde. Die Nase war halb abgefault, und er hatte keine Augenlider mehr. Das bedeutete, daß er mit offenen Augen schlafen mußte, und dies war ihm nur möglich, wenn er sehr müde war.

Die Krankheit laugte ihn aus. Manchmal war er so schwach, daß er befürchtete, mit seiner Arbeit nicht mehr fertigzuwerden, aber wenn er dann das Geisteropium rauchte, ging es ihm gleich wieder besser.

Angeblich war dieses Geisteropium schuld an seiner furchtbaren Krankheit. Einen Beweis dafür gab es nicht, aber Lawassa und Doto glaubten schon, daß man diese starke schwarze Droge nicht ungestraft rauchen durfte.

»Verschwindet!« sagte Uharra zu den beiden Negern. »Laßt mich

allein!«

Lawassa und Doto gehorchten.

Und Jeffrey Parker verließ im gleichen Moment das Haus. Er ging bis zur nächsten Straßenecke und hielt ein Taxi an. »Southwark Bridge«, sagte er zum Fahrer.

»Da muß ich einen Umweg machen«, erwiderte dieser. »Ich sag's lieber gleich, bevor Sie denken, ich würde eine weite Strecke fahren, nur um mehr Fahrgeld herauszuschinden. Ganz London ist mal wieder zur Großbaustelle erklärt worden. Mich würde wirklich interessieren, wonach die graben. Nach Erdöl?«

»Fahren Sie!« verlangte Jeffrey Parker so kalt, daß der Fahrer das Gefühl hatte, jemand würde ihm mit einem Eiszapfen über den Rücken streichen.

»Schon gut. Bin ja schon unterwegs«, sagte er verstimmt. »Bloß nicht ärgern, Mister. Das greift die Galle an und schadet dem Teint.«

Er fuhr los und war froh, diesen unfreundlichen Fahrgast bald wieder los zu sein. Natürlich besaß Jeffrey Parker auch Geld. Höllengeld, von echten Banknoten nicht zu unterscheiden.

Er bezahlte, gab kein Trinkgeld und stieg aus.

»Du sollst an deinem Geiz ersticken«, brummte der Taxifahrer, aber wohlweislich so, daß es Parker nicht hören konnte. Der Kerl war imstande, ihn wegen dieser Bemerkung zu erwürgen.

Parker betrat ein Lokal, das sich »Le Journal« nannte. Die Einrichtung war in Messing und Mahagoni gehalten. Die Hocker am geschwungenen Tresen waren mit ochsblutfarbenem Leder überzogen. An den Wänden gab es zahlreiche Spiegel.

Parker enterte einen der Hocker, bestellte einen Scotch on the rocks und verlangte das Telefon, das der Keeper vor ihn hinstellte. Er tippte die Geheimnummer seines Arbeitgebers in den Tastenapparat.

Eine helle weibliche Stimme meldete sich.

»Mein Name ist Burt Edwards. Ich hätte gern Mr. Jeffrey Parker gesprochen«, sagte der Doppelgänger des Sekretärs.

»Tut mir leid, Mr. Parker ist nicht hier.«

»Darf ich fragen, wer Sie sind?«

»Mona Bordman.«

»Wissen Sie, wo ich Mr. Parker finden kann, Mrs. Bordman?«

»Miss!« stellte die Tochter des Schriftstellers richtig.

»Es wäre sehr wichtig für mich, noch in dieser Stunde mit Mr. Parker zu sprechen, Miss Bordman.«

»Tja, ich fürchte, da kann ich Ihnen leider nicht helfen.«

»Schade. Da kann man eben nichts machen. Bitte entschuldigen Sie die Störung. Ich werde heute abend noch mal anrufen.« .

»Soll ich Mr. Parker irgend etwas bestellen, Sir? Kann er Sie zurückrufen?«

»Nein, das ist leider nicht möglich.«
»Warten Sie, da fällt mir ein, Mr. Parker wollte eine Kleintierschau in Mayfair besuchen. Vielleicht treffen Sie ihn dort.« Mona Bordman nannte die Adresse.
»Ich bin Ihnen für diese Auskunft sehr dankbar, Miss Bordman«, sagte Jeffrey Parker und legte auf. Nachdem er den Scotch getrunken hatte, verließ er das »Le Journal« und stieg wieder in ein Taxi.
Bald würde er einen Wagen haben. Parkers Wagen.

***

Paul Bordman sah großartig aus. Ein Mann wie er hätte von Filmplakaten lächeln können. Sein Gesicht war schmal, und wenn er lächelte - was er umwerfend konnte -, hatte er Grübchen an den Wangen. Seine Augenbrauen waren so schwarz wie sein Haar, das immer noch keine Silberfäden aufwies, obwohl Bordman, wie Vicky wußte, in diesem Jahr fünfzig wurde. Er hielt sich hervorragend.
Bordman war tatsächlich Vicky Bonneys einziger ernstzunehmender Konkurrent. Sie hatten sich beide auf dieselbe Literaturgattung spezialisiert, und ihre Werke wurden von verschiedenen Verlagen herausgebracht.
Bordman war bei Frederick Beckford unter Vertrag. Seine Bücher verkauften sich großartig. Vicky Bonney aber war etwas gelungen, was Paul Bordman noch nicht geschafft hatte: der Sprung nach Hollywood. Drei ihrer Bücher waren bereits verfilmt worden und hatten sich als echte Kassenschlager erwiesen.
Was Bordman schrieb, war bisher noch nicht auf der Kinoleinwand zu sehen, aber man hatte ihm in diesem Jahr den Edgar-Allan-Poe-Preis zuerkannt, und auf diese Auszeichnung durfte er mit Recht stolz sein.
Vicky hatte das ausgezeichnete Werk gelesen und war davon neidlos begeistert gewesen.
Sie stellte dem Kollegen Jubilee vor und bot ihm Platz an, aber Bordman schüttelte bedauernd den Kopf. »Tut mir leid, ich bin im Gehen, bin wieder mal zu spät dran. Mein altes Leiden. Mit der Pünktlichkeit hapert es bei mir fast immer. Ein Glück, daß Parker mich bei wichtigen Verabredungen rechtzeitig aus dem Haus schickt. Vielen Dank noch für das Glückwunschtelegramm.«
Vicky hatte es ihm nach der Preisverleihung geschickt.
»Hören Sie, wie wär's, wenn Sie zu meiner Geburtstagsparty kämen? Es wird der größte Rummel, den Sie je erlebt haben. Schließlich werde ich nur einmal fünfzig. Was ist? Geben Sie mir die Ehre? Sie können all Ihre Freunde mitbringen. Auch Miss Jubilee, wenn Sie wollen.«
»Ich komme sehr gern«, sagte Vicky lächelnd.

»Wunderbar. Ich freue mich. Wir werden bestimmt Gelegenheit haben, ein wenig fachzusimpeln.«

»Fein.«

»Jetzt muß ich aber gehen. Mein Sekretär wird Ihnen eine Einladung schicken.«

Vicky hob schmunzelnd den Finger. »Aber nicht vergessen.«

»Ich mache mir gleich einen Knoten in die Nase«, sagte der Schriftsteller hastig. »Miss Bonney… Miss Jubilee… Bis bald.«

Bordman eilte zum Ausgang und verließ das Lokal.

»Wie findest du ihn?« fragte Vicky Bonney.

»Sehr nett«, sagte Jubilee. »Auf seinen Partys ist bestimmt etwas los. Du kannst dich darauf freuen. Für seinen fünfzigsten Geburtstag wird er sich bestimmt etwas Besonderes einfallen lassen.«

Vicky Bonney war davon überzeugt, daß Bordmans Fünfziger mit einem unüberhörbaren Paukenschlag aller Welt kundgetan werden würde.

Sie ahnte nicht, welch gräßlicher Paukenschlag das werden sollte.

***

Der echte Jeffrey Parker interessierte sich nicht besonders für die Hasen, Kaninchen, Brief- und Ringeltauben. Aber seine Freundin Jayne Trady war verliebt in alle Tiere, die es gab, und deshalb hatte er sie nach Mayfair begleitet.

Jayne - üppig und feurig rothaarig - fiel von einer Verzückung in die nächste. Parker war nicht imstande, sich in gleicher Weise zu begeistern, aber wenn sie ihn fragte, ob dieses oder jenes Tier nicht »herzallerliebst« wäre, gab er ihr recht.

Jayne trug ein lindgrünes Kostüm, das ihr der Schneider auf die Haut genäht haben mußte. Nicht nur Parker fragte sich, wie sie da hineingekommen war.

Aber er würde dieses Geheimnis noch heute ergründen: Er hatte Jayne einen Gefallen getan. Jayne würde ihm auch einen Gefallen tun. Sie wohnte nicht weit von hier in einem Vier-Zimmer-Apartment, war Fotomodell und Modezeichnerin, und da sie phantastisch aussah, war sie bestens im Geschäft.

Rauchen verboten!

Überall hingen die Schilder, und Jeffrey Parker wurde allmählich kribbelig. Er erklärte seiner rothaarigen Freundin, er müsse jetzt unbedingt eine Zigarette rauchen.

»Aber das geht doch nicht, Jeff«, sagte Jayne. »Die armen Tierchen. Tun sie dir nicht leid?«

»Ich kann ja mal für ein paar Minuten hinausgehen, wenn es dir nichts ausmacht. Du siehst dir die Tiere inzwischen in Ruhe weiter ah, okay? Bin bald wieder bei dir.«

Sie seufzte. »Na, meinetwegen. Daß das Rauchen so eine große Sucht ist!«

»Ja. Man sollte es nicht für möglich halten«, sagte Parker grinsend, gab dem Mädchen heimlich einen Klaps auf die Kehrseite und verließ den Saal.

Die Kleintierschau war im ersten Stock eines alten Hauses untergebracht. Durch ein Fenster im Treppenhaus konnte Jeffrey Parker auf den Parkplatz sehen, und ihm fiel auf, daß jemand neben seinem Wagen stand.

Ein Mann, der genauso gekleidet war wie er. Ein Mann, der seine Größe hatte. Ein Mann, der auch Brillenträger war und ihm zum Verwechseln ähnlich sah.

Die Entfernung war zwar groß, aber Jeffrey Parker glaubte sich nicht zu täuschen, daß dort unten sein Doppelgänger stand. Das überraschte und faszinierte ihn so sehr, daß er sich den Mann aus der Nähe ansehen und mit ihm reden wollte.

Es würde bestimmt interessant sein, sich mit ihm zu unterhalten. Vielleicht stellte sich sogar heraus, daß sie Zwillinge waren.

Blödsinn, sagte sich Parker aber sofort kopfschüttelnd. Wenn seine Mutter Zwillingen das Leben geschenkt hätte, hätte er das gewußt, und sie hätte auch beide großgezogen und nicht einen weggegeben.

Es konnte nur eine Laune der Natur sein, daß der Mann dort unten so aussah wie er. Und es war natürlich verrückt, daß dieser Mann ausgerechnet neben seinem Wagen stand.

Aber vielleicht würde sich bei genauerem Hinsehen herausstellen, daß die Ähnlichkeit doch nicht so groß war, wie es auf diese Entfernung den Anschein hatte.

Wie auch immer, Jeffrey Parker hatte den Wunsch, mit dem Mann zu sprechen, ihm auf Armlänge gegenüberzustehen. Jayne war im Augenblick ohnedies so sehr von den Tieren fasziniert, daß sie sein Fehlen kaum registrierte.

Parker lief die Treppe hinunter und eilte aus dem Gebäude.

Ein Kastenwagen rollte an ihm vorbei. Der Fahrer suchte eine Parkmöglichkeit. Als das Fahrzeug die Sicht endlich freigab, war der Doppelgänger verschwunden.

Jeffrey Parker eilte zwischen den Fahrzeugen hindurch und erreichte seinen Wagen.

»Merkwürdig«, brummte er. »Zuerst steht er hier, als wäre das sein Auto, und nun scheint er sich in Luft aufgelöst zu haben.«

Er umrundete sein Fahrzeug, nahm einen Zug von seiner Zigarette, blickte sich um, während der Rauch durch seine Nasenlöcher sickerte, und wippte auch auf den Zehenspitzen, um über die Dächer der anderen Fahrzeuge zu sehen.

Dann blickte er in seinen Wagen, um sich zu vergewissern, daß damit

alles in Ordnung war, denn er hatte auf einmal den Verdacht, der Unbekannte hätte die Absicht gehabt, ihm sein Fahrzeug zu stehlen.

»Komisch«, sagte er schließlich kopfschüttelnd, nahm noch einen Zug, warf die Kippe auf den Boden und trat darauf.

Er kehrte zu Jayne Trady zurück. Sie hatte ihn noch nicht vermißt, und ihr fiel auch nicht auf, daß er mit seinen Gedanken woanders war.

Nachdem sie die letzten Tiere gesehen hatten, fragte Jayne: »Und was machen wir nun? Wir könnten ins Kino gehen…«

»Oder einen Drink nehmen.«

»Einverstanden.«

Er grinste. »Was hältst du davon, wenn wir ihn bei dir nehmen, die Vorhänge zuziehen und irgend etwas Verrücktes anstellen?«

»Hätte dieses Verrückte mit… Sex zu tun?«

»Ich denke schon.«

»Oh, du schlimmer, schlimmer Junge.«

»Hast du einen besseren Vorschlag, Baby?« fragte er und knabberte an ihrem Ohrläppchen, daß ihr wohlige Schauer über den Rücken liefen.

»Was könnte schöner sein als *das*?« flüsterte sie.

»Essen und Schlafen sind die drei schönsten Dinge im Leben«, sagte Jeffrey Parker, schob seine Hand unter den Arm seiner Freundin und schleppte sie ab.

Im Treppenhaus dachte er nicht an den seltsamen Doppelgänger, aber als er mit Jayne auf den Parkplatz gelangte, fiel ihm der Kerl sofort wieder ein.

»Hast du schon mal eine Doppelgängerin von dir gesehen?« fragte er.

»Nein. Ich glaube auch nicht, daß es mich ein zweitesmal gibt.«

Er schmunzelte. »Du hältst dich für einmalig, wie?«

»Das nicht, aber warum sollte ein anderes Mädchen so aussehen wie ich?«

»Überleg mal. Die Natur hat nicht so viele Variationsmöglichkeiten. Wir haben alle zwei Augen, eine Nase, einen Mund.«

»Und trotzdem sieht jeder Mensch anders aus.«

»Ja, aber es gibt mit Sicherheit auch einige, die so aussehen wie du. Vielleicht nicht hier in London. Vielleicht nicht einmal in England. Aber möglicherweise in Frankreich, Deutschland oder Amerika. Die Queen hat eine Doppelgängerin. Maggie Thatcher auch. Präsident Reagan… Warum nicht auch du. Oder ich. Würde es dich nicht reizen, dich mal mit deinem Double zu unterhalten?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Mir wäre dabei irgendwie komisch zumute«, sagte Jayne Trady.

»Also ich würde mit dem zweiten Jeffrey Parker gern mal reden. Soll

ich dir etwas Verrücktes verraten? Vor ein paar Minuten stand ein Mann, der mir zum Verwechseln ähnlich sah, neben meinem Wagen. Ich begab mich auf den Parkplatz, aber als ich meinen Wagen erreichte, war der Mann nicht mehr da.«

»Kannst du dir den Mann nicht nur eingebildet haben?«

»Hör mal, hältst du mich für einen Spinner? Ich weiß doch noch, was ich sehe«, sagte Parker und holte die Schlüssel aus der Tasche.

Sie stiegen ein; Parker startete den Motor und ließ das Fahrzeug vom Parkplatz rollen. Er wollte nicht länger an den Unbekannten denken, sondern sich auf das konzentrieren, was ihm bevorstand.

Jayne Trady war eine Traumfrau, und ihre Qualitäten waren nicht einmal verborgen. Jedermann konnte sie sehen. Nur anfassen - anfassen durfte allein Parker sie.

In Jaynes Apartment lief dann alles so ab, wie sich das Parker vorstellte. Das rothaarige Mädchen drückte auf einen Knopf, ein leises Summen war zu hören, und die dicken Übergardinen schlossen sich.

»Mann«, sagte Jeffrey Parker grinsend. »Diesen neuen Zauber kenne ich ja noch gar nicht.«

Jayne kicherte. »Es sollte auch eine Überraschung sein. Ich ließ den E-Motor erst letzte Woche einbauen.«

»Ich muß gestehen, bei dir wird es immer gemütlicher«, sagte Parker und ließ sich mitten hinein in die helle Samtwohnlandschaft fallen.

»Was möchtest du trinken?«

»Ist mir egal, so lange es kein Schmieröl ist.«

»Bourbon, zwölf Jahre alt?«

»Es wird mir ein Vergnügen sein, ihm den Garaus zu machen«, sagte Parker gutgelaunt.

Nach dem Drink brachte er Jayne ein wenig auf Touren, und im Schlafzimmer packte er dann sein Geschenk aus dem lindgrünen Stoff aus. Sie sanken auf die breite französische Liege, und Parker beobachtete im Spiegelschrank, wie sich seine Freundin unter ihm schlangengleich bewegte.

Ihr Atem ging schnell, die Nasenflügel bebten, und sie stöhnte leise, wenn seine Lippen ihren Hals berührten.

Während die beiden im siebten Himmel schwebten, betrat der andere Jeffrey Parker das Apartment. Es war ihm nicht schwergefallen, das Schloß zu knacken, und er sah die Wohnung mit den Augen seines Doppelgängers. Das heißt, er kannte sich in Jaynes Apartment aus, obwohl er noch nie hier gewesen war. Das war nur eines der Phänomene, die sein Wesen prägten.

Er vernahm die Geräusche, die aus dem Schlafzimmer drangen, und ein grausames Lächeln glitt über sein Gesicht.

Parker I, der echte, griff nach den Zigaretten. »Du warst wunderbar, Baby«, sagte er.

Sie zog den Fingernagel über seine behaarte Brust. »Du warst auch nicht übel. Ob ich noch ein Stück von dem süßen Kuchen bekommen kann?«

Er grinste. »Ich denke schon. Ich bin heute in der Form meines Lebens.«

Er rauchte, liebkoste das Mädchen, und sie hatte Lust auf ein Fläschchen Gin-Tonic. Sie brauchte ihn nicht lange zu bitten, sich in die Küche zu begeben und es ihr aus dem Kühlschrank zu holen.

Er stand auf. »Nicht weglaufen«, sagte er.

Sie kicherte. »Ich bin doch nicht verrückt. Du hast mir doch noch was versprochen.«

»Sehr richtig, und wie ich Jeffrey Parker kenne, hält der seine Versprechen auch.«

»Welchen Jeffrey Parker meinst du? Dich oder deinen Doppelgänger?«

Er bleckte die Zähne. »In deinem Schlafzimmer hat mein Doppelgänger nichts zu suchen. Wenn er hier reinkäme, würde ich zum Tier werden.«

Er verließ das Schlafzimmer, ging durch die Diele und betrat pfeifend die Küche. Jayne Trady war in jeder Beziehung eine Wucht, und sie liebte ihn. Ja, sie war ihm sogar treu, was bei ihrem tollen Aussehen und den vielen Angeboten, die sie bekam, keine Selbstverständlichkeit war. Wieso war er eigentlich noch nicht auf die Idee gekommen, sie zu fragen, ob sie seine Frau werden wollte? Er konnte sich nicht vorstellen, daß sie nein gesagt hätte.

Parker I öffnete den Kühlschrank.

Parker II schloß die Küchentür.

Parker I griff nach einem von fünf Fläschchen und gab der Kühlschranktür einen Schubs. Links am Eiskasten war ein Flaschenöffner montiert. Er klemmte den Kronenverschluß hinein, ein leichter Druck, und die Flasche war offen.

Ahnungslos drehte er sich um - und erblickte Parker II, der hier war, um ihn zu töten.

***

Vor mir lag der goldene Ornamentkreis, der aus drei Dritteln und ebensovielen Buchstaben bestand. Ich sah ein U, ein N und ein A. Dieses Goldornament, richtig auf einen Plan gelegt, verriet, wo sich Loxagons Grab befand, aber das war der Haken. Wir hatten diesen wichtigen Plan nicht.

Irgendwo in ewigem Eis und Schnee sollte er sich befinden, und zwar auf der Erde, das hatten wir auf Coor von Cinto, dem Vernichter, erfahren. Mehr aber leider nicht. Und es gibt verdammt viel Eis und Schnee auf der Welt. Ich war mir dessen bisher gar nicht so richtig

bewußt gewesen.
Loxagon war der erste Besitzer des Höllenschwerts gewesen. Die Waffe gehörte jetzt Mr. Silver, und wenn wir ihren Namen erfahren wollten, um sie ganz für uns zu gewinnen, mußten wir das Grab des Dämons finden.
Seit wir das wußten, suchten wir danach, doch bisher ohne Erfolg.
Ich legte den goldenen Kreis in den Safe und schloß ihn.
»Vielleicht kann ich in Erfahrung bringen, wo der Plan zu finden ist«, sagte Roxane, die Hexe aus dem Jenseits.
»Aber laß dich nicht wieder entführen«, riet ihr Mr. Silver. »Zweimal sollte reichen.«
»Finde ich auch«, sagte ich und nahm mir einen Pernod.
Roxane besaß unter anderem die Fähigkeit, zwischen den Dimensionen hin und her zu pendeln, und sie hatte auf diesen Trips schon viel Wissenswertes erfahren.
Vicky Bonney kam mit Jubilee nach Hause.
»Na, ihr beiden«, sagte ich. »Habt ihr halb London leergekauft?«
»So ungefähr«, antwortete Jubilee strahlend. »Man wird heute noch alles liefern. Ich fürchte, dann wird dein Haus aus allen Fugen gehen.«
Ich hatte fürs erste Dean McLaglen, Tucker Peckinpahs Anwalt und Treuhänder, gebeten, nach Jubilees Eltern zu suchen. Er würde sich im Erfolgsfalle umgehend melden, hatte er versprochen.
»Sollte mein Haus eurer Kaufwut wegen zu klein werden, übersiedle ich nach nebenan zu Lance Selby. Der wäre bestimmt froh, wenn er Gesellschaft bekäme.«
Mit unserem Freund und Nachbarn war etwas äußerst Merkwürdiges passiert. Er war im Zeitraffertempo gealtert und als Greis gestorben. Doch als wir ihn beerdigen wollten, war sein Sarg leer gewesen, und nun lebte Lance wieder. Aber nicht nur das, er wurde laufend jünger. Etwa fünfundvierzig war er schon, und er würde wohl bald wieder achtunddreißig sein, wie er es gewesen war, bevor der Alterungsprozeß einsetzte.
Vicky Bonney erzählte, sie hätte Paul Bordman getroffen.
»Wenn du mich fragst«, sagte ich, »der Edgar-Allan-Poe-Preis hätte dir gebührt.«
»Das kannst du nicht beurteilen«, sagte Vicky. »Du bist befangen.«
»Zweifelst du an meinem gesunden Urteilsvermögen? Du bist besser als Bordman, und wenn er mir über den Weg läuft, sage ich ihm das auch.«
»Das wirst du nicht tun. Ich mag Bordman, und ich will nicht, daß du einen Keil zwischen uns treibst, Tony. Er wird übrigens bald fünfzig und hat uns zu seiner Party eingeladen.«
»Wir werden ihm einen Korb geben.«
»Ist ja schön, daß du so sehr hinter mir stehst«, sagte Vicky. »Aber

wenn ich an der Party gern teilnehmen würde… würdest du mich dann begleiten? Bordman ist ein wirklich netter, ehrlicher, liebenswerter Mensch.«

»Und wofür hältst du mich?« wollte ich wissen.

»Das weißt du«, sagte Vicky Bonney und streichelte mich mit ihrer schlanken Hand. Ich wußte, daß ich zu dieser Party gehen würde. Vicky erreichte bei mir ja fast immer, was sie wollte. Nur in ganz seltenen Fällen blieb ich hart. Da lagen dann auch triftige Gründe dafür vor.

Mr. Silver erhob sich. »Gehen wir, Tony?«

»Wo wollt ihr hin?« erkundigte sich meine blonde Freundin und schaute mich mit ihren veilchenblauen Augen enttäuscht an. Sie hatte anscheinend damit gerechnet, daß ich heute nichts zu tun hatte, aber da hatte sie sich leider verrechnet.

Ein Wort, das uns beunruhigte, schwebte im Raum.

MARBU.

Es war Mr. Silver zu Ohren gekommen. Wir wußten leider nicht viel darüber. Nur, daß damit ein gefährlicher afrikanischer Zauber verbunden war.

Und daß Marbu nach London gekommen war.

Eine Religion, eine Weltanschauung, eine Magie, die vielen Menschen den Tod bringen konnte.

Wir wußten nicht, wo wir mit unseren Ermittlungen beginnen sollten. Mr. Silver hatte ein paar Namen ausgegraben, die er überprüfen wollte, und ich hatte die Absicht, mich mit einem Mann zu unterhalten, der angeblich recht gut über afrikanische Geheimreligionen Bescheid wußte.

Wer den Marbu-Zauber gut beherrschte, sollte imstande sein, Tote zum Leben zu erwecken und sich auch Geister und Dämonen dienstbar zu machen.

All das sagte ich meiner Freundin, und sie hatte Verständnis dafür, daß ich keine Zeit hatte, mir ein paar nette Stunden mit ihr zu machen.

Ich holte meinen schwarzen Rover aus der Garage, und Mr. Silver setzte sich auf den Beifahrersitz.

Ich fuhr nach Knightsbridge, südlich des Hyde Parks, und ließ den Hünen mit den Silberhaaren aussteigen.

»Wo treffen wir uns?« fragte der Ex-Dämon zum offenen Seitenfenster herein.

»Kennst du das ›Black Stork‹?«

»Wir waren schon mal zusammen da.«

»Wundert mich nicht. Man nennt uns ja schon die siamesischen Zwillinge, weil wir so häufig zusammen sind.«

»Stört es dich?«

»So lange du nicht mit ins Schlafzimmer willst, wenn ich zu Vicky gehe, ist alles in Ordnung«, erwiderte ich grinsend. »Ich warte in einer Stunde im ›Black Stork‹ auf dich.«

»Okay. Komm inzwischen nicht unter die Räder.«

»Bestimmt nicht. Ich weiß schließlich, daß ich noch gebraucht werde.«

»Tatsächlich? Von wem?«

»Tritt zurück, sonst kann ich der Versuchung nicht widerstehen, dir über die Zehen zu fahren«, sagte ich und gab Gas. Wir neckten einander immer. Es war niemals ernst gemeint. Wenn es hart auf hart ging, hielten wir wie Pech und Schwefel zusammen. Es war die ungewöhnlichste Freundschaft, die es geben konnte. Ein Mensch und ein ehemaliger Dämon, der dem Bösen abgeschworen und sich auf die Seite des Guten geschlagen hatte. Seither bekämpfte Mr. Silver die schwarze Macht mit ihren eigenen Waffen.

Ich fuhr weiter nach Westminster und überquerte die Themse. Die Rush-hour hatte eingesetzt, und in jeder zweiten Straße gab es einen Verkehrsinfarkt. Ein Glück, daß ich es nicht eilig hatte.

In der London Road gab es einen kleinen Laden, in dem man so ziemlich alles, was afrikanischen Ursprungs war, kaufen konnte. Er gehörte einem Mann namens Rick Stubbs. Ich war gespannt, wie Stubbs meinen Besuch aufnehmen würde.

***

Jeffrey Parker starrte sein Gegenüber verdattert an. Er hatte den Eindruck, in einen Spiegel zu sehen. Bei dem andern stimmte einfach alles. Sie waren einander ähnlicher als eineiige Zwillinge. Wie war so etwas möglich?

»Wer sind Sie?« fragte Parker I verblüfft.

»Ich bin Jeffrey Parker«, sagte der andere lächelnd. Sogar die Stimme ist dieselbe, durchfuhr es Parker I.

»Wie kommen Sie in dieses Apartment?«

»Durch die Tür.«

»Es war abgeschlossen.«

Parker II zuckte mit den Schultern. »Schlösser…«

»Wollen Sie damit sagen, Sie sind in die Wohnung meiner Freundin eingebrochen?« fragte Parker I empört.

»Tja, sieht so aus.«

»Sie sind sich doch wohl darüber im klaren, daß das sehr unangenehme Folgen für Sie haben wird. Ich werde Sie der Polizei übergeben.«

»Du wirst gar nichts«, erwiderte Parker II kalt und gelassen.

Parker I kniff gereizt die Augen zusammen. »Ich verbiete Ihnen, mich zu duzen!«

Sein Doppelgänger lachte ihn aus. »Spiel dich nicht auf. Mit dir ist es aus und vorbei. Du bist erledigt, mein Junge. *Ich* werde ab sofort deine Rolle übernehmen.«

»Sie… Sie sind ja nicht bei Trost!« fauchte Parker I, und seine Hand schloß sich fester um die Flasche. Weiß schimmerten seine Knöchel durch die Haut. Er war entschlossen, den Mann anzugreifen, ihn niederzuschlagen und ihm Manieren beizubringen. Und er würde ihn der Polizei übergeben, denn entweder war dieser Kerl ein Geistesgestörter oder ein Verbrecher. In beiden Fällen durfte er nicht frei herumlaufen.

Mieses Gefühl, einen Verrückten zum Doppelgänger zu haben, sagte sich Parker I.

Er stürzte sich auf ihn und schlug zu - und Parker II ließ ihn zum erstenmal seine höllischen Qualitäten spüren.

Es ging so schnell, daß es Parker I gar nicht richtig mitbekam. Der Doppelgänger blockte den Schlag ab und konterte schmerzhaft hart.

Jeffrey Parker krümmte sich stöhnend. Die Wucht des Treffers warf ihn zurück und gegen den Kühlschrank. Er starrte den Widersacher entgeistert an und mußte bereits in dieser Anfangsphase des Kampfes erkennen, daß Parker II ihm an Kräften und Schnelligkeit bei weitem überlegen war.

Oder hatte der verdammte Kerl nur Glück gehabt?

Bordmans Sekretär wollte es wissen. Wütend griff er den Doppelgänger ein zweitesmal an. Seine Faust, die immer noch um die Flasche geschlossen war, landete an der Kinnspitze des Gegners, und er rechnete damit, daß der Mann zu Boden ging.

Einen solchen Treffer konnte man doch nicht verdauen.

Aber Parker II konnte es.

Er zeigte nicht die geringste Wirkung, stieß mit beiden Händen Parker I zurück, und dann geschah etwas Unglaubliches: Der Doppelgänger verzog sein Gesicht zu einem teuflischen Grinsen, und Parker sah, wie sich die Zähne des Kerls veränderten. Zu Schlangenzähnen wurden sie, und der Mann stieß ein gefährliches Zischen aus.

Parker I wich entsetzt zurück. »Nein«, ächzte er. »Das ist doch nicht möglich…«

Er nahm die Brille ab und fuhr sich über die Augen, als wollte er ein Trugbild wegwischen, aber der Mann mit den Schlangenzähnen blieb. Und bekam er in diesem Augenblick nicht auch einen Kobrakopf?

Ich bin wahnsinnig! schrie es in Parker I, während sein Widersacher näherkam.

Die Hände des anderen verfärbten sich, nahmen einen rötlichen Ton an. Aber das war nicht nur Farbe. Das war Hitze. Die Hände des Unheimlichen begannen zu glühen!

»Um Himmels willen…«, stöhnte Parker I.

Plötzlich hatte er entsetzliche Angst. Dieser Mann war ein Ungeheuer. Wieso, das war im Moment unwichtig. Nach einer Erklärung konnte er später suchen. Vorausgesetzt, es gab noch ein Später für ihn.

Hilfe. Er brauchte Hilfe. Wenn Jayne kam, würde Parker II vielleicht abgelenkt sein.

Er riß den Mund auf, pumpte die Lunge voll und wollte losbrüllen, aber Parker II ließ es nicht zu.

Mit zwei schnellen Schritten war der teuflische Kerl bei seinem Opfer und legte ihm die glühende Hand aufs Gesicht.

Die Hitze! Diese furchtbare, schmerzhafte Hitze!

Parker I wollte zurückzucken, doch sein Gegner hielt ihn mit der zweiten Hand fest. Der Schmerz machte Parker I fast verrückt. Er bekam keine Luft. Und irgend etwas geschah mit seinem Gesicht! Sein Körper erschlaffte, das Gin-Tonic-Fläschchen fiel zu Boden und zerplatzte, und als sein Mörder ihn losließ, fiel er in sich zusammen…

***

London Road.

AFRICAN SHOP stand über dem Laden, und im Schaufenster sah ich Masken aus Ebenholz, handgeschnitzte Elfenbeinfiguren, Hocker, die mit Zebrafell bespannt waren, Löwenkrallen, die in Silber gefaßt waren und angeblich Schutz gegen böse Geister boten… Es gab ein Riesenangebot an afrikanischen Waren in Rick Stubbs' Geschäft.

Er beriet ein junges Pärchen, als ich eintrat.

»Einen Augenblick, Sir«, sagte er freundlich zu mir.

»Lassen Sie sich Zeit.«

»Wenn Sie sich inzwischen umsehen wollen.«

Stubbs war ein alter Mann mit dicken Tränensäcken und feuchten Augen. Hellbraune Altersflecken bedeckten seine Hände, und er hatte nur noch einen spärlichen grauen Haarkranz. Ich schätzte, daß er zwanzig Kilogramm Übergewicht auf die Waage brachte, und unter seinem Kinn schwabbelte ein dicker Fettwulst, wenn er sprach oder den Kopf schüttelte.

Die jungen Leute kauften einen Burnus und gingen.

Ich nahm ein schwarzes Lederband in die Hand, an dem eine kleine Silberhand hing.

»Dieser Talisman wurde von einem afrikanischen Priester geweiht«, sagte Rick Stubbs hinter mir. Ich legte das Ding wieder an seinen Platz und drehte mich um.

Aus der Nähe sah Stubbs noch sehr vital aus. Er verfügte zwar mit Sicherheit nicht mehr über die Ausdauer der Jugend, schien aber nach wie vor kräftig zu sein.

»Was kann ich für Sie tun?« fragte er. »Suchen Sie etwas Bestimmtes?«

»Ja«, sagte ich schmunzelnd. »Sie.«

Er blickte mich verwundert an. »Mich?« Bei dieser Frage legte er die Hände auf seine Brust.

»Sie sind doch Mr. Rick Stubbs, oder?«

»Ja, Sir, der bin ich. Seit dreißig Jahren handle ich nun schon mit afrikanischen Waren.«

»Dann kann man Sie ohne Übertreibung als Afrikaexperten bezeichnen.«

»Ich bin zu bescheiden, um mir diesen Titel selbst zu verleihen, aber wenn Sie es sagen…«

Ich wies auf Armreifen aus Elefantenhaar, Perlen- und Korallenhalsketten, Haarschmuck aus Vogelfedern.

»Viel Klimbim«, stellte ich fest.

»Auch das suchen die Leute bei mir. Die einen wollen einen Hauch von Afrika an ihrem Körper tragen, andere ziehen es vor, mit exotischen Gegenständen ihr Heim zu schmücken. Sie können bei mir echte, handgewebte afrikanische Kleidung kaufen oder original afrikanische Waffen. Ich fliege mehrmals im Jahr zum schwarzen Kontinent und kaufe nur bei den erstklassigsten Handwerkern.«

»Sie kennen Land und Leute wahrscheinlich sehr gut. Sind Sie vielleicht auch mit ihren Sitten und Gebräuchen vertraut?«

»Ich kann sagen, daß ich gute Freunde in Afrika habe.«

»Es gibt viele Naturreligionen dort«, sagte ich.

»Man kann fast behaupten, jeder Stamm hat seine eigene Religion«, bemerkte Rick Stubbs.

»Und die Medizinmänner haben alle Hände voll damit zu tun, böse Geister und Dämonen von ihrem Stamm fernzuhalten, nicht wahr?«

»Diese einfachen Menschen nehmen das sehr ernst. Sie sind naturverbundener als wir, und ihre Medizinmänner und Zauberer haben Einblick in große Mysterien. Interessieren Sie sich für afrikanische Rituale, Sir?«

»Ein bißchen«, gab ich zu.

»Darf ich Sie bitten, mit mir zu kommen?«

Er führte mich in einen anderen Raum und zeigte mir Blutschalen, Opferdolche, handgezogene Kerzen aus Bienenwachs und Tiertalg, Fackeln, die bei bestimmten Zeremonien Verwendung fanden, Zauberstäbe, Geierkrallen, Medizinmannmasken, die an Häßlichkeit nicht zu überbieten waren.

Ich zeigte auf eine. »Damit kann man den mutigsten Wachhund erschrecken.«

»Sie müssen sich vorstellen, daß diese Masken zur Abschreckung des Bösen dienen«, erklärte Stubbs.

»Waren einige dieser Gegenstände schon mal in Verwendung?«
»Fast alle.«
»Und wessen Blut befand sich in dieser Schale? Doch hoffentlich nicht das Blut eines Menschen.«
»Zumeist werden Ziegen und Hühner den Göttern geopfert«, sagte Rick Stubbs. »Aber es kann schon mal vorkommen…«
Er sprach nicht weiter, aber sein Blick sprach Bände.
»Um noch einmal auf die afrikanischen Religionen zurückzukommen - man hat mir erzählt, es soll eine ganze Menge von ihnen geben. Stimmt das?«
»O ja, es gibt sehr viele.«
»Wissen Sie über die Geheimreligionen Bescheid?«
»Über einige. Es ist nicht leicht, etwas über sie zu erfahren.«
Ich lachte. »Klar. Sonst wären sie ja keine Geheimreligionen. Man hat guten Grund, nicht darüber zu sprechen.«
»Fast alle sind verboten, weil die Zeremonien entweder zu grausam oder widernatürlich sind, oder weil sie das Böse verherrlichen, beschwören und auf die Welt bringen wollen.«
Stubbs zeigte mir Trommeln und sagte, wenn sie ein schwarzer Priester im richtigen Rhythmus schlagen würde, könne er damit Dämonen anlocken.
»Vielleicht werden Sie das nicht glauben, Sir, aber ich habe so etwas schon mal mit eigenen Augen gesehen«, sagte Stubbs.
»Oh, warum sollte ich Ihnen nicht glauben? Ich weiß, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Ich befasse mich sehr intensiv mit diesen Dingen.«
»Mit Geheimreligionen?«
»Auch. Einfach mit allem, was dazu dient, dem Guten zu schaden. Sie haben bestimmt auch schon mal vom Marbu-Kult gehört, Mr. Stubbs.«
Er zuckte zusammen, als hätte ich ihm eine gescheuert. Merkwürdig, diese Reaktion. Seine Lider flatterten, und sein Blick wurde unruhig.
Was war geschehen? Hatte ich ein heißes Eisen angefaßt?
Stubbs musterte mich nervös. »Was wissen Sie über den Marbu-Kult, Sir?«
»Wenig«, antwortete ich aufrichtig. »Leider sehr wenig. Mir ist nur bekannt, daß der Marbu-Zauber der gefährlichste von allen ist. Ich hoffe, Sie können mir mehr darüber erzählen.«
»Ich? Aber… wieso denn?«
»Immerhin sind Sie *der* Afrikaexperte.«
»Nun ja, ich weiß über eine Menge von Dingen Bescheid, aber das Thema Geheimreligionen ist zu komplex, als daß ich über jeden Kult ein ausführliches Referat halten könnte.«
»Ich wette, Sie könnten über unbedeutende Geheimreligionen stundenlang reden. Warum über den Marbu-Kult nicht?«

»Es liegt doch auf der Hand, daß über ihn am allerwenigsten durchsickert.«

»Marbu, dieses Wort ist gleichzusetzen mit Hölle, Tod und Teufel, nicht wahr? Marbu, das ist Macht über Menschen und Geister.«

»Könnte man sagen.«

»Und Sie haben Angst davor«, sagte ich dem Mann auf den kahlen Kopf zu.

Er starrte mich ärgerlich an. »Wie kommen Sie dazu, eine solche Behauptung aufzustellen, Sir?«

Ich lächelte. »Ist sie falsch?«

»Ich war unzählige Male im afrikanischen Busch, habe mit wilden Eingeborenen gekämpft, wurde von Löwen und Krokodilen angegriffen, und mein Leben hing mehr als einmal nur noch an einem seidenen Faden. Ich fürchte mich vor nichts und niemandem. Ich habe gelernt, mit der Gefahr zu leben und zu überleben.«

»Jeder hat vor irgend etwas Angst, Mr. Stubbs. Es ist keine Schande, das zuzugeben. Gewiß wissen Sie mehr über den Marbu-Kult als ich. Ich bin bereit, für eine gute, fundamentale Information gutes Geld zu bezahlen. Was halten Sie davon? So ein Geschäft sollten Sie sich nicht entgehen lassen.«

»Was ich über den Marbu-Kult weiß, ist keine zehn Pennys wert.«

»Lassen Sie erst mal hören. Den Preis können wir hinterher festsetzen. Ich gebe Ihnen mein Wort, Sie nicht übers Ohr zu hauen.«

Stubbs schaute mich verständnislos an. »Warum sind Sie so erpicht darauf, etwas über diesen geheimen Kult zu erfahren? Sie beschwören damit unter Umständen Gefahren herauf, denen Sie - das ist nicht übertrieben - sogar zum Opfer fallen können.«

»Das können Sie ruhig meine Sorge sein lassen«, erwiderte ich und zückte einen Geldschein, um die Zunge des Mannes zu lösen.

Die Banknote hätte Stubbs schon gefallen, er hatte nur etwas gegen die Art, wie er sie sich verdienen sollte.

»Sir, Sie sollten wirklich nicht versuchen, die Geheimnisse des Marbu-Kults zu ergründen«, warnte mich Stubbs. »Es gibt Dinge, von denen läßt man lieber die Finger. Oder sind Sie auf ernsthafte Schwierigkeiten versessen?«

»Mr. Stubbs«, sagte ich ernst. »Solange Marbu sich auf Afrika beschränkte, war das zwar nicht okay, aber doch so weit weg, daß sich davon in London niemand bedroht zu fühlen brauchte. Nun soll sich das aber geändert haben, und ich gehe jede Wette ein, daß Sie davon wissen. Marbu in London, das bedeutet Gefahr für jedermann, der in dieser Stadt lebt, und ich bin entschlossen, dieser Gefahr entgegenzutreten.«

Jetzt sah Stubbs mich an, als wußte er, daß ich übergeschnappt war.

»Marbu ist nach London gekommen!« sagte ich schneidend.

»Erzählen Sie mir, was Sie wissen, Stubbs! Ich muß es erfahren!«

»Ich habe keine Ahnung, wovon Sie sprechen, Sir.«

»Und in mir keimt allmählich der Verdacht, daß Sie über die Sache nicht nur Bescheid wissen, sondern da auch mit drinstecken, Mr. Stubbs!« sagte ich anklagend.

Er riß die Augen auf. »Sind Sie verrückt? Wissen Sie, was Sie da sagen?«

»Ich bin mir der Tragweite meiner Anschuldigung bewußt«, erwiderte ich bissig. »Mann, reden Sie endlich!«

»Gehen Sie!« schrie mich der Mann an. »Verlassen Sie auf der Stelle mein Geschäft!«

»Ich bin mit ihnen noch nicht fertig.«

»Aber ich mit Ihnen!«

Er regte sich immer mehr auf, und Zornesröte stieg in sein Gesicht Urplötzlich drehte er durch.

In seiner Hand blinkte auf einmal ein Opferdolch.

Rick Stubbs war zwar nicht mehr der Jüngste, aber seine Wut machte ihn gefährlich.

Er stach sofort zu…

***

Jayne Trady rekelte sich wohlig unter dem weißen Laken. Jeff war großartig. Sie hatte noch keinen besseren Liebhaber gehabt. Er spielte auf ihr wie auf einem Instrument und brachte Saiten zum Schwingen, von denen sie selbst nicht gewußt hatte, daß es sie gab.

Jeff war kein schöner Mann, aber auf Äußerlichkeiten sollte man bei zwischenmenschlichen Beziehungen keinen allzu großen Wert legen.

Jayne hatte schon einige echte Schönlinge genossen. Sie konnten Jeff alle nicht das Wasser reichen. Fast lustlos hatten sie ihr stereotypes Programm abgezogen, waren übersättigt gewesen und hatten im Sex nichts weiter als eine lästige Pflichterfüllung gesehen.

Bei Jeff war das anders. Er gestaltete jedes Zusammensein zu einem neuen, unvergeßlichen Erlebnis. Jayne wäre glücklich gewesen, wenn er sie gefragt hätte, ob sie seine Frau werden wolle.

Sie überlegte, wie sie es anstellen sollte, ihn dazu zu bringen, ihr diese Frage zu stellen. Wenn sie es geschickt einfädelte, konnte ihm gar nicht der Verdacht kommen, daß die Idee nicht von ihm stammte.

Sie spielte mit ihrem Haar und lächelte. Immer müssen wir Frauen die Unterlegenen spielen, dachte sie amüsiert. In Wirklichkeit aber sind wir das starke Geschlecht, denn mit Geduld und Fingerspitzengefühl erreichen wir ja doch immer, daß die Männer das tun, was wir wollen. Wir müssen nur so klug sein, ihnen das Gefühl zu lassen, ihre Entscheidung selbst getroffen zu haben. Gott, wie seid ihr Männer doch leicht zu überspielen.

Sie fragte sich, was Jeffrey Parker so lange in der Küche machte, und einmal war ihr, als würde sie ihn mit jemandem reden hören, aber das konnte sie sich nur einbilden. Wer sollte außer ihnen beiden noch im Apartment sein? Jeff konnte höchstens mit sich selbst gesprochen haben.

Aber es konnte doch nicht so lange dauern, den Kühlschrank zu öffnen, ein Gin-Tonic-Fläschchen herauszunehmen und ins Schlafzimmer zurückzukehren. Jayne nahm an, Jeff hätte der Hunger übermannt, als er den Eiskasten öffnete. Wahrscheinlich stopfte er jetzt Käse, Wurst oder Schinken in sich hinein - oder alles zusammen.

Jayne schmunzelte. Ja, ja, die Liebe macht hungrig.

Aber dann bildete sie sich ein, Kampflärm zu hören, und sie warf das Laken verwirrt zur Seite. Nackt sprang sie aus dem Bett und zog hastig ihren seidenen Kimono an.

War es möglich, daß Jeff einen Einbrecher gestellt hatte? Diese Verbrecher wurden immer dreister. Jetzt drangen sie schon in die Wohnung ein, wenn man zu Hause war.

Jayne hörte die Flasche zerschellen, und nun wußte sie, daß in der Küche tatsächlich gekämpft wurde.

Was sollte sie tun? Die Polizei alarmieren? Zuerst Jeff zu Hilfe eilen?

Sie war erregt und empört, aber sie hatte keine Angst. Wütend verließ sie das Schlafzimmer, um Jeff beizustehen, doch als sie die Küche betrat, erkannte sie, daß der Kampf bereits entschieden war…

***

Der Opferdolch verfehlte mich um Haaresbreite. Ich wich zur Seite und schlug mit der Handkante zu, aber es gelang mir nicht, Rick Stubbs zu entwaffnen.

Er drehte die Waffe und versuchte sie mir seitlich zwischen die Rippen zu stoßen. Abermals wich ich aus, und diesmal beförderte mein Karatetritt den Mann weit zurück.

Die grauenerregenden Medizinmannmasken fielen auf den Boden, Speere, die an der Wand lehnten, fielen klappernd um, als Stubbs gegen sie prallte.

Er ergriff sofort einen von ihnen und schleuderte ihn nach mir. Stubbs mußte tatsächlich ein furchtbar schlechtes Gewissen haben, sonst hätte er sich in seinem Zorn nicht so sehr vergessen.

Ich duckte mich. Der Speer sauste haarscharf über mich hinweg und bohrte sich in den Türrahmen.

Jetzt reichte es mir. Entschlossen griff ich den Mann an. Er fiel auf meine Finte herein, und es gelang mir, seinen Dolcharm zu packen.

Er drosch mir die Faust ins Gesicht, und vor meinen Augen tanzten bunte Kreise, aber ich ließ den Arm nicht los, drehte ihn herum, und Stubbs stieß einen heiseren Schmerzensschrei aus.

Ich verstärkte den Druck. Immerhin hatte der Kerl versucht, mich umzubringen.

»Fallenlassen!« keuchte ich. Ich schmeckte den süßlichen Geschmack von Blut in meinem Mund.

Stubbs war jedoch nicht gewillt, aufzugeben. Er versuchte sich loszureißen, und als ihm das nicht gelang, wollte er mich noch einmal mit der Faust treffen.

Ich drehte den Kopf, und der Schlag traf mich hinter dem Ohr. Gleichzeitig stemmte ich mich kraftvoll gegen den suspekten Afrikaexperten, und wir fielen gemeinsam gegen die Wand. Wieder landeten einige Gegenstände auf dem Boden, und endlich gelang es mir, den Mann zu entwaffnen.

Ich ging nicht besonders sanft mit ihm um. Als er mir den Kopf in den Bauch zu rammen versuchte, schlug ich kurz und trocken zu.

Nun lag er schwer keuchend vor mir auf den Knien. Mit der linken Hand griff er nach der rechten Schulter und stöhnte: »Mein Arm. Verdammt, Sie haben mir meinen Arm gebrochen.«

»Tut mir leid, Sie wollten es nicht anders«, erwiderte ich. Sein Arm war nicht gebrochen. Ich wußte es besser als er. »Stehen Sie auf!« befahl ich ihm.

»Das werden Sie mir büßen!« zischte Stubbs.

»Vergessen Sie nicht, daß Sie mich mit dem Dolch angegriffen haben. Ich habe mich lediglich verteidigt.«

Stubbs erhob sich schwerfällig. Aus seinen Augen quollen Tränen. »Oh, meine Schulter, oh… Ich zeige Sie wegen schwerer Körperverletzung an.«

»Und ich Sie wegen versuchten Mordes.«

»Das können Sie nicht beweisen… oh…«

Schwankend stand Rick Stubbs vor mir.

»Sie haben mir noch nicht erzählt, was ich wissen will«, sagte ich.

Er lehnte sich stöhnend an die Wand. »Ich weiß nichts! Warum lassen Sie mich nicht in Ruhe? Warum gehen Sie nicht endlich?«

»Sie sind ein verdammter Lügner, Stubbs!« schrie ich den Mann an, um ihn einzuschüchtern. »Wenn Sie mir nicht freiwillig erzählen, was Sie über den Marbu-Kult wissen, werde ich es aus Ihnen herausprügeln. Glauben Sie nicht, daß ich bluffe. Kerle, die versuchen, mir den Bauch aufzuschlitzen, haben es sich mit mir gründlich verscherzt.«

Mit verzerrtem Gesicht bewegte er die Schulter. Er schaffte es sogar, den Arm zu heben.

»Na sehen Sie«, sagte ich. »Nicht gebrochen. Aber was nicht ist, kann noch werden!«

Er hob die Hand noch ein Stück höher. Als ich begriff, daß er einen Hebel erreichen wollte, war es für eine Reaktion zu spät, denn seine

Finger schlossen sich schon um den an der Wand befestigten Hebel, und im selben Moment zog er ihn nach unten.

Unter mir öffnete sich eine Falltür, und ich stürzte in einen tief schwarzen Schacht.

***

Jayne Trady sah Parker II und nahm an, es wäre der echte. Die Hände des Unheimlichen glühten nicht mehr, und er hatte auch keine Kobrazähne mehr im Mund.

Auf dem Kuchenboden lag ein Mann, dessen verbranntes Gesicht Jayne für eine Maske hielt.

»Jeff, wer ist das? Ein Einbrecher? Hast du ihn überrascht? Meine Güte, wie kam er in meine Wohnung? Wieso hörten wir nichts?«

»Er scheint sich mit Schlössern sehr gut auszukennen«, sagte Parker II.

Jayne zog die Luft ein. »Was stinkt denn hier so…? Nimm ihm diese gräßliche Maske ab, Jeffrey. Wollte er uns damit erschrecken?«

»Er trägt keine Maske.«

Jayne blickte ihn entgeistert an. »Aber dieses Gesicht kann doch nicht echt sein.«

»Doch.«

»Ich rufe die Polizei an.«

»Das wirst du nicht tun.«

»Jeff, in meinem Apartment liegt ein Toter. Du kannst doch nicht im Ernst meinen, daß ich so tue, als würde es ihn nicht geben! Befürchtest du Ärger? Du wirst keinen kriegen. Die Polizei kann dir daraus keinen Strick drehen, daß der Mann nicht mehr lebt. Er griff dich doch sicherlich an.«

»Ja, das hat er getan.«

»Na siehst du. Du hast ihn in Notwehr getötet. Jedes Gericht wird dich freisprechen.« Sie strich sich mit dem Handrücken über die Stirn. »O Gott, ich kann es noch gar nicht richtig begreifen. Ein toter Einbrecher in meiner Wohnung. Ich bin ja so froh, daß dir nichts passiert ist, Jeff. Ich darf gar nicht daran denken, was passiert wäre, wenn dieser Mann dich besiegt hätte. Er wäre zu mir ins Schlafzimmer gekommen und… Ich glaube, ich werde gleich ohnmächtig. Komm, wir melden das der Polizei.«

»Nein«, sagte Parker II scharf. »Ich kümmere mich um den Mann. Ich schaffe ihn aus diesem Apartment.«

»Jeffrey, du tust so, als müßtest du ein Verbrechen verschleiern. Das ist nicht nötig. *Wir* haben nichts getan. Du brauchst ihn nicht fortzuschaffen.«

»Ich bringe ihn zum Bahndamm. Dort lege ich ihn auf die Geleise.«

»Und warum um alles in der Welt willst du das tun?«

»Der nächste Zug wird den Rest besorgen. Man wird nicht mehr wissen, wer er ist.«

Jayne schauderte. »Jeffrey, was ist los mit dir? Du… du mußt einen schlimmen Schock erlitten haben, deshalb sagst du so entsetzliche Dinge. Ich bitte dich, komm zu dir. Dieser Mann ist tot, ja, aber du brauchst deswegen keine Schuldgefühle zu haben.«

»Habe ich auch nicht«, sagte Parker II. Er griff nach dem elektrischen Messer.

»Jeff!« schrie Jayne Trady erschrocken, als er das Messer einschaltete. »Jeffrey, was tust du? Was hast du vor?«

Er lachte rauh. »Du bist klug. Du weißt es.«

Sie wich erschrocken zurück. Er ließ es nicht zu, daß sie aus der Küche floh. Blitzschnell packte er sie und riß sie an sich.

»J-e-f-f-!« kreischte sie in ihrer Todesangst, und das rasselnde Messer kam ihr immer näher.

***

Der nachtschwarze Schacht nahm mich auf. Der Aufprall war hart und schmerzhaft, und als ich mit dem Kopf gegen die Wand knallte, verlor ich das Bewußtsein.

Als ich zu mir kam, war die Falltür über mir geschlossen, aber es war nicht dunkel, denn in meiner Nähe brannten zwei Fackeln.

Mir wurde bewußt, daß mich ein Fußtritt geweckt hatte, als ich einen zweiten erhielt, und dann fiel mir auf, daß die Fackeln von Männern gehalten wurden.

Neger waren es, und ihr finsterer, harter Blick verriet mir, daß sie nicht meine Freunde waren.

Stubbs mußte sie angefordert haben, nachdem er mich mit Hilfe der Falltür ausgetrickst hatte. Sie befahlen mir, aufzustehen, und als ich nicht sofort gehorchte, trat einer von ihnen wieder zu.

Der Tritt preßte mir die Luft aus der Lunge. Ich stöhnte und rappelte mich hoch. Ein Glück, daß ich mir beim Sturz nichts gebrochen hatte. An meinem Hinterkopf ertastete ich eine gewaltige Beule, für die ich mich bei Stubbs gelegentlich revanchieren wollte.

Aber die beiden Schwarzen sahen nicht so aus, als ob sie mir eine solche Gelegenheit einräumen würden. Ich hatte mir im »African Shop« Informationen, verschaffen wollen. Daß ich gleich beim ersten Bohrversuch fündig werden würde, hatte ich nicht vorhersehen können.

»Ihr arbeitet für Stubbs, nicht wahr?« fragte ich.

»Keine Fragen!« wurde ich angeschnauzt.

»Wo ist Stubbs?« fragte ich trotzdem.

Sofort schlug einer der beiden Neger zu. Gleich mit der Fackel. Ich spürte einen heißen Schmerz an der Schläfe und stürzte.

Sie rissen mich auf die Beine und stießen mich vor sich her. Natürlich dachte ich an Flucht, aber ich hatte auch eine verrückte und äußerst gefährliche Idee.

Wenn ich mit den Schwarzen ging, würde ich mehr über den Marbu-Kult erfahren, als wenn ich tausend Fragen stellte.

Der Haken daran war, daß ich unter Umständen den Marbu-Zauber am eigenen Leib zu spüren bekommen würde, und das konnte nur schlimme Folgen haben, denn Marbu verkörperte alles, was grausam, schlecht und entsetzlich war. Sollte ich soviel riskieren? Wem war gedient, wenn ich mich in eine Gefahr begab, in der ich nur umkommen konnte?

»Wohin bringt ihr mich?« wollte ich wissen.

Ein Faustschlag traf mich, und ich wäre beinahe wieder zu Boden gegangen. Von diesem Moment an stellte ich keine weiteren Fragen.

***

Jayne Trady war tot.

Der Unheimliche wischte mit einem Taschentuch ab, was er berührt hatte. Dann lud er sich Parker I auf die Schulter und trug ihn aus der Küche. Die Apartmenttür zog er vorsichtig auf, trat aber noch nicht auf den Flur. Erst als er sicher sein konnte, daß die Luft rein war, verließ er mit seiner Last die Wohnung.

Als er den Lift erreichte, hörte er, wie sich die Kabine in Bewegung setzte. Er hatte nicht die Absicht, den Fahrstuhl zu benutzen, ging zur Treppe weiter und lief diese hinunter.

In der Tiefgarage begab er sich zu Parkers Auto und legte den Toten in den geräumigen Kofferraum. Ein Fahrzeug kam. Parker II rutschte zur Seite, um nicht gesehen zu werden. Der Wagen fuhr vorbei, und Parker II wartete.

Zwei Autotüren klappten zu. Parker II hörte ein Mädchen und einen jungen Mann lachen. Ihre Schritte lallten durch die Garage. Vorsichtig richtete sich der Unheimliche auf.

Das Pärchen wartete jetzt auf den Lift. Als die Kabine eintraf, stiegen die beiden ein, und Parker II startete den Motor. Niemand sah ihn, als er aus der Garage fuhr.

Eiskalt setzte er seinen Plan in die Tat um. Er legte die Leiche auf die Geleise einer stark frequentierten Strecke und wartete in der Nähe, bis es passierte.

Er hörte ein schrilles Pfeifen, das Quietschen der blockierten Räder, sah die Funken auf den Schienen tanzen und wußte, daß er sein Ziel erreicht hatte.

Nun gab es keinen Parker I mehr.

Die Polizei würde wohl nie herausfinden, wer das war, den man da unter dem Zug hervorgeholt hatte. Dies würde einer von den Fällen

sein, die für alle Zeiten ungelöst blieben.

Jeffrey Parker richtete sich die Brille, und ein zufriedenes Lächeln geisterte über sein Gesicht. Er kehrte zu seinem Wagen zurück, während auf dem Bahndamm aufgeregte Stimmen laut wurden, stieg ein und fuhr nach Hounslow, wo Paul Bordman wohnte.

Auch Parker hatte in Bordmans Haus ein Zimmer, und er wohnte die meiste Zeit dort. Aber er besaß auch eine Wohnung in der City, in die er sich dann zurückzog, wenn Bordman ihm für zwei, drei Wochen freigab, was in letzter Zeit jedoch immer seltener der Fall war, denn Parker wurde für den Schriftsteller immer unentbehrlicher.

Es hatte Jeffrey Parker nie gestört, oft bis in die späte Nacht hinein zu arbeiten. Er tat es gern, und so sollte es auch bleiben.

Aber seinem Arbeitseifer würden neue Motive zugrunde liegen.

Das Haus des Schriftstellers stand auf einem großen, parkähnlichen Grundstück. Paul Bordman hatte es nicht selbst gebaut, sondern von einem Onkel geerbt. Ein romantisches Schloß war es beinahe, mit vielen Türmen, Giebeln und Erkern.

Die Gänge waren lang und düster, die Räume hoch und antik eingerichtet.

In der großen Halle mit den weißen Marmorsäulen begegnete Jeffrey Parker der hübschen Tochter des Schriftstellers. Sie war von einem ganz besonderen Liebreiz, und jedermann fragte sich, woher sie diese schönen, feinen, slawischen Züge hatte, da Vater und Mutter doch waschechte Engländer waren.

»Ach, Mr. Parker!« sagte Mona und tastete nach ihrem makellos sitzenden brünetten Haar.

Er blieb stehen.

»Da war ein Anruf für Sie«, sagte das Mädchen. »Ein Mr. Burt Edwards.«

Parker tat so, als würde er kurz nachdenken, dann schüttelte er den Kopf. »Ist mir kein Begriff, der Name. Was wollte Edwards?«

»Keine Ahnung. Er wird heute abend noch mal anrufen.«

»Vielen Dank, Miss Bordman.«

Aus dem Salon kam Angie Bordman, wie häufig leicht beschwipst. Sie war Paul Bordmans zweite Frau, aber nicht Monas Mutter. Die erste Ehe des Schriftstellers war wegen »seelischer Grausamkeit« geschieden worden. Angeblich hatte der Schriftsteller seiner ersten Frau zuwenig Geld zur Verfügung gestellt, damit sie ihre persönlichen Bedürfnisse befriedigen konnte. Die Ehe hätte ebensogut wegen unüberwindlicher Abneigung in die Brüche gehen können. Ein Grund war so gut wie der andere. Die Ehe war nach sieben Jahren einfach am Ende gewesen.

Aber echt verbessert hatte es sich Paul Bordman nicht, als er drei Jahre später Angie heiratete. Ihr Vater war ein Londoner Baulöwe und

soff wie ein Loch, und diese schlechte Eigenschaft hatte sich auf Angie vererbt.

Sie trank oft schon beim Frühstück Sekt, hatte mehrere Entwöhnungskuren hinter sich, die keinen anhaltenden Erfolg brachten, und wenn Bordman anordnete, alle alkoholischen Getränke vor seiner Frau wegzuschließen, schrie und tobte sie so lange, bis er die Anordnung widerrief.

Wenn sie ihren Alkohol hatte, war sie die friedliebendste Person, die man sich denken kann, und es war unglaublich, daß sie trotz ihres unsoliden Lebenswandels immer noch sehr attraktiv war.

»Oh, Sie sind es, Mr. Parker«, sagte Angie Bordman. Sie hatte schwarzes Haar und feurige Augen.

Parker lächelte sie freundlich an.

»Ich dachte, mein Mann wäre heimgekommen«, sagte die Frau des Schriftstellers.

»Ist er denn noch nicht zurück?« fragte Parker.

»Nein. Man wird ihn wohl wieder aufgehalten haben.«

Parker begab sich in das Arbeitszimmer des Schriftstellers. Er machte Licht in dem großen, holzgetäfelten Raum. Hier gab es nicht nur einen mächtigen Schreibtisch, sondern alles, was nötig war, um einer mehrtägigen Belagerung standzuhalten. Ein Fernsehgerät, eine Stereoanlage, eine lederne Sitzgruppe… Sogar eine Couch stand neben der Hausbar, denn Bordman arbeitete manchmal bis zum Umfallen und war dann zu müde und zu faul, die Treppen hochzusteigen. In solchen Nächten legte er sich dann einfach auf die Couch. Oder auch dann, wenn Angie mal wieder zuviel intus hatte und er ihren Anblick nicht ertragen konnte.

Ein triumphierendes Glitzern leuchtete in Parkers Augen auf, als er sich umsah.

Hier würde es bald zu einer revolutionären Veränderung kommen. Mit ihm, dem Doppelgänger, hatte Marbu Einzug gehalten, und es war gut, daß niemand davon wußte.

***

Mr. Silver war beim dritten Milkshake angelangt. Man hätte meinen können, harte Getränke wurden besser zu dem Hünen passen - und er war ihnen auch nicht abgeneigt -, aber seit kurzem bevorzugte er diese Art von Getränken, weil sie süß waren und fruchtig schmeckten.

Tony Ballard war seit einer halben Stunde überfällig. Das gefiel dem Ex-Dämon nicht. Für gewöhnlich konnte man nach Tony die Uhr stellen.

Mr. Silver hatte eine Reihe von Adressen abgeklappert, aber nichts Wissenswertes erfahren. Er hoffte, daß sein Freund mehr Glück haben würde.

Ein Mädchen wollte ihm Gesellschaft leisten. Sie sah aus wie Marilyn Monroe in ihrer besten Zeit, beugte sich vor und gewährte dem Ex-Dämon einen sehenswerten Einblick in ihren Ausschnitt.

»Na, Großer, so allein?« fragte sie mit rauher Stimme.

»Ja, und ich gedenke es auch zu bleiben«, antwortete der Hüne.

»Du weißt nicht, was dir entgeht.«

Er gab ihr Geld und sagte, sie solle sich einen Freund zum Aufblasen kaufen, dann verließ er das »Black Stork«.

Es war nicht weit bis zur London Road. Als Mr. Silver dort eintraf, sah er Tony Ballards Rover vor dem Laden des Afrikaexperten stehen, und er nahm an, daß die Unterhaltung mit Rick Stubbs länger dauerte, als Tony angenommen hatte. Der Mann schien sich als Fundgrube entpuppt zu haben.

Mr. Silver wollte das Geschäft betreten, aber an der Tür hing ein Schild mit der Aufschrift GESCHLOSSEN.

Das war für Mr. Silver immer noch kein Grund, sich zu beunruhigen. Auch dafür hatte er eine Erklärung: Stubbs wollte mit Tony allein sein und von keinen Kunden gestört werden.

Der Ex-Dämon klopfte an die Glastür. Er rüttelte daran und rechnete damit, daß sich Stubbs blicken ließ, wenn er das nur lange genug fortsetzte.

Aber Rick Stubbs hustete ihm was.

Mr. Silver trat zurück und kratzte sich nachdenklich hinter dem Ohr. Was sollte er davon halten? War Tony Ballard etwa mit Stubbs weggegangen? Wollte Stubbs dem Dämonenjäger etwas zeigen?

Mr. Silver überlegte, ob er sich in Tonys Wagen setzen und auf die Rückkehr des Freundes warten sollte. Einen Zweitschlüssel für den Rover besaß er.

Je länger er überlegte, desto größer wurde seine Befürchtung, hier könnte etwas schiefgelaufen sein. Stubbs verfügte möglicherweise über Kontakte, von denen niemand wissen sollte, und Mr. Silver kannte Tony Ballard. Der konnte verflucht viele Fragen stellen und unbequem werden, wenn er Lunte roch.

Der Ex-Dämon betrat einen engen Hof und entdeckte eine Hintertür, die zum Laden gehörte und natürlich auch abgeschlossen war, doch so ein Schloß vermochte den Ex-Dämon nicht abzuhalten.

Er knackte es mit seiner Magie und trat ein. Stille umgab ihn. Er schloß die Tür hinter sich und lauschte. Gleichzeitig schickte er auch seine Geistfühler vor, um eventuell vorhandene Gefahren rechtzeitig zu orten.

Es gab verschiedene Einflüsse und Strahlungen im Laden, die ihm nicht behagten, aber eine echte Bedrohung nahm der Ex-Dämon nicht wahr.

Er sah sich in den Räumen um und betrat auch den, in dem sich jene

Gegenstände befanden, die bei geheimen Zeremonien Verwendung gefunden hatten.

Hier sträubten sich die silbernen Nackenhärchen des Hünen. Diesen Gegenständen haftete noch etwas von den geheimen Ritualen an. Mr. Silver spürte ganz deutlich, daß man sie für verderbte Zwecke herangezogen hatte. Sie hatten Kontakt mit dem Bösen gehabt, waren mit schwarzen Kräften in Berührung gekommen, und ein wenig davon haftete ihnen immer noch an.

Die Unordnung, die in diesem Raum herrschte, beunruhigte Mr. Silver sehr, und natürlich noch mehr der im Türpfosten steckende Speer. Zweifellos hatte hier ein Kampf stattgefunden.

Stubbs und Tony Ballard schienen sich nicht in Freundschaft getrennt zu haben.

Hatten sie sich überhaupt getrennt? Oder befand sich Tony Ballard in Rick Stubbs' Gewalt? Der Afrikaexperte konnte Tony auf irgendeine krumme Tour ausgetrickst haben. Leider war das nicht mit Sicherheit auszuschließen.

Mr. Silver begab sich in Stubbs' Büro und stöberte dort herum. Den Inhalt sämtlicher Schreibtischladen sah er sich an. Auf Marbu-Geheimnisse stieß er nicht, aber auf Stubbs' Privatadresse, und dorthin begab er sich unverzüglich. Aber er hatte kein Glück. Stubbs war nicht zu Hause. Er schien vom Erdboden verschwunden zu sein, und Tony Ballard schien er mitgenommen zu haben, damit dieser nichts gegen den Marbu-Zauber unternehmen konnte.

Mr. Silver fluchte wie ein mexikanischer Eseltreiber. Dann kehrte er enttäuscht zu Tonys Wagen zurück.

***

Die Neger preßten mir etwas Weiches ins Gesicht. Ich roch den süßlichen Geruch von Chloroform und hielt sofort den Atem an. Aber wie lange hält man das aus?

Fünf Minuten, wenn man Perlentaucher ist, aber ich bin keiner. Irgendwann mußte ich wieder atmen. Das wußten auch die Neger, und darauf warteten sie.

Als es soweit war, bekam ich eine volle Chloroformladung in die Lunge. Selbst ein spanischer Corridastier wäre davon in die Knie gegangen. Es war deshalb keine Schande, wenn auch ich es tat.

Sie wollten nicht, daß ich sah, wohin sie mich brachten, welchen Weg sie fuhren. Sie wollten auch verhindern, daß ich wie ein Irrer losrannte, sobald wir ins Freie gelangten.

Was immer sie sonst noch mit ihrer Chloroformierung bezweckten - sie erreichten es.

Als ich mit heftigem Schädelbrummen zu mir kam, befand ich mich wieder unter der Erde. Jedenfalls nahm ich das an.

Der Raum, in den mich die Neger geworfen hatten, war klein, hatte kein Fenster, und eine solide Tür sorgte dafür, daß ich nicht entkommen konnte. Hoch über mir brannte eine Glühbirne.

Ich tastete nach meinem Colt Diamondback, aber sie hatten mir den Revolver weggenommen. Sie wären verrückt gewesen, ihn mir zu lassen.

Ich stand auf und lehnte mich an die Wand. Zuerst hatte ich geglaubt, triumphieren zu können. Ich hatte Stubbs ganz schön Zunder gegeben und nicht damit gerechnet, daß sich das Blatt für mich zum Schlechten wenden würde.

Ich hatte geglaubt, alles aus Stubbs herauskriegen zu können, was er über den Marbu-Kult wußte, aber ich war an einem kleinen verdammten Hebel gescheitert.

Okay, sie hatten mich erwischt, weil ich zu neugierig gewesen war, weil ich etwas über Marbu in Erfahrung bringen wollte. Das konnte logischerweise nur bedeuten, daß Stubbs und die beiden Schwarzen mit Marbu zu tun hatten.

Und das wiederum hieß für mich, daß bald der ganze verfluchte Marbu-Zauber über mich herfallen würde.

Teufel auch, ich hatte schon mal bessere Aussichten gehabt.

***

Bordman kam nach Hause. Er hatte seine Frau am Fenster stehen sehen und wußte, daß sie im Salon war. Einen Moment zögerte er, diesen zu betreten, denn zur Zeit war er in einer Stimmung, in der ihn so ziemlich alles ärgerte, und ganz besonders natürlich die Alkoholsucht seiner Frau.

Er hatte mit seinem Verleger Frederick Beckford zu Abend gegessen, und dieser hatte durchblicken lassen, daß ihm sein letztes Buch nicht gefallen hätte.

Natürlich hatte er viele schöne Worte dafür gebraucht, aber Paul Bordman war sensibel genug, um auch zwischen den Silben hören zu können, und er hatte sich über die Geringschätzung seiner Arbeit geärgert, zumal er davon überzeugt gewesen war, etwas ganz Besonderes abgeliefert zu haben. Und das auch noch termingerecht. Beckford hätte sich glücklich preisen sollen, einen Autor wie ihn unter Vertrag zu haben. Statt dessen meckerte er.

Vor der Salontür zögerte Bordman kurz, dann trat er ein. »Guten Abend, Schatz.«

»Du warst lange weg«, sagte Angie, ein Glas in der Hand.

»Geschäftlich. Ich wäre lieber zu Hause geblieben und hätte gearbeitet.«

»Ich habe mich gelangweilt.«

»Du hättest dich auch gelangweilt, wenn ich gearbeitet hätte.«

Sie kam mit diesem leicht schwankenden Gang auf ihn zu, den er schon nicht mehr ertragen konnte, legte ihre Hand auf seine Brust und ließ sie zu seiner Schulter hochgleiten.

»Soll ich dir einen Drink machen?« fragte sie leise.

»Ich will nichts trinken.«

»Küß mich, Paul«, verlangte sie.

»Laß das. Ich will nicht.«

»Weißt du, wann du das letztemal mit mir geschlafen hast? Es ist eine Ewigkeit her.«

Er zog sich so schnell von ihr zurück, daß ihr das Glas aus der Hand fiel. »Du bist ja auch immer betrunken!« platzte es aus ihm heraus.

Sie starrte ihn an, ihr Kopf zitterte, die Lippen bebten. »Geh!« schrie sie ihn an.

»Es… tut mir leid, Angie!«

»Geh! Laß mich allein! Schließ dich in dein Arbeitszimmer ein und tu so, als hättest du keine Frau. Hast du dir schon mal überlegt, warum ich trinke? Ich wette, du fandest es nicht der Mühe wert, darüber nachzudenken. Vielleicht suche ich beim Alkohol Zuflucht, weil ich von dir so wenig kriegen kann. Andere Frauen nehmen sich einen Liebhaber. Ich halte mich an die Flasche.«

»Du bist unfair, Angie.«

»So! Bin ich das?« sagte sie spitz.

»Jeder muß arbeiten, und ich finde, wir leben nicht schlecht von den Früchten *meiner* Arbeit.«

»Ach, zum Teufel damit.«

»Auch du lebst davon.«

»Muß ich in einem so großen Haus wohnen? Müssen wir so viele Partys geben? Ist es nötig, ein so aufwendiges Leben zu führen? Ich würde mich mit viel weniger begnügen, aber das kannst du nicht. Du willst immer mehr, schreibst Tag und Nacht - und wofür? Komm mir nicht damit, du würdest es für Mona und mich tun. Du tust es einzig und allein für dich. Vielleicht hast du die Absicht, ins Buch der Rekorde zu kommen. Vielleicht arbeitest du auch nur so viel, weil du meine Gesellschaft nicht mehr erträgst. Es ist mir egal. Mir ist schon lange alles egal.«

Er schüttelte den Kopf und sagte: »Mein Gott, was bietest du doch für ein Bild des Jammers.«

Damit wandte er sich um und verließ den Salon.

»Paul!« rief sie ihm nach, doch er knallte nur wütend die Tür zu und ging hinüber in sein Arbeitszimmer, in dem sein Sekretär die Einladungen zur Geburtstagsparty schrieb. Auch diese Tür warf er zornig zu.

»Haben Sie sich wieder mal über Ihre Frau geärgert?« fragte Parker lächelnd.

»Das geht Sie nichts an. Kümmern Sie sich gefälligst um Ihre Arbeit!« herrschte Bordman seinen Sekretär an, begab sich zur Bar und nahm sich einen Scotch.

»Entschuldigung«, sagte Parker schulterzuckend. »Ich dachte, Sie wollten sich aussprechen. Es ist nicht gut, alles in sich hineinzufressen. Besser ist es, sich Luft zu machen.« Er hielt ein längliches Päckchen hoch. »Das wurde für Sie abgegeben.«

»Was ist das?«

»Keine Ahnung.«

»Dann machen Sie's auf, verdammt; Wofür bezahle ich Sie?«

Parker rückte sich die Brille zurecht und öffnete das Päckchen. Er brachte einen bunt bemalten Gegenstand zum Vorschein. »Sieht nach einer Pfeife aus, Mr. Bordman. Primitive Handarbeit.«

»Was soll ich denn mit einer Pfeife? Was die Leute einem so alles schicken.«

Parker schüttelte aus dem Päckchen vier schwarze Kugeln. »Da ist auch was zu rauchen, Sir.«

»Schmeißen Sie's weg«, sagte Bordman und kippte seinen Drink.

»Ich war mal in Macao«, sagte Jeffrey Parker. »Da habe ich so ähnliche Pfeifen gesehen. Und auch so ähnliche Kugeln. Wissen Sie, wo? In einer Opiumhöhle.«

»Sie waren schon mal in einer Opiumhöhle?«

»Nur interessehalber«, sagte Parker und erhob sich.

»Anscheinend will mich irgend so ein Verrückter zum Opiumrauchen verführen«, sagte Bordman. »Werfen Sie das Zeug weg, Parker. Am besten gleich in die Abfalltonne. Ich will so etwas nicht im Haus haben.«

Parker kam um den Schreibtisch herum.

»Haben Sie nicht gehört?« fragte Bordman ärgerlich.

»Möchten Sie mir nicht doch sagen, was Ihnen über die Leber gelaufen ist, Sir? Ihre Frau allein kann das nicht gewesen sein.«

»Ausgezeichnet beobachtet, Parker. Es war vor allem Frederick Beckford. Ihm hat mein letztes Buch nicht gefallen.«

»Dann werden Sie nun eben ein Buch schreiben, das ihn vom Stuhl reißt.«

»Er ließ so vage die Befürchtung fallen, mir könnte nichts mehr einfallen.«

»Sie können jederzeit den Gegenbeweis antreten«, sagte Jeffrey Parker.

»Ehe ich's vergesse: Schicken Sie auch Miss Vicky Bonney eine Einladung.«

»Wird gemacht, Sir. - Ich weiß von Autoren, die trinken immer ein paar Gläser Wein, bevor sie sich an die Schreibmaschine setzen, und es gibt Maler, die schlucken LSD, ehe sie mit ihrer Arbeit beginnen.

Auch Musiker tun das, und sie bringen einmalige, unvergeßliche Werke zustande, zu denen sie ohne die Drogen niemals imstande gewesen wären.«

Der Schriftsteller starrte seinen Sekretär verblüfft an. »Sind Sie verrückt? Versuchen Sie mir etwa einzureden, ich soll's mal mit Opium versuchen, damit Frederick Beckford zufrieden ist?«

»Dies sind keine gewöhnlichen Opiumkugeln.«

»Ach nein. Und was ist das?«

»Geisteropium. Wer es raucht, wird von Marbus Zauberkraft erfüllt. Der Geist wird scharf, erweitert sich, löst sich aus dem Körper, der für ihn ein enges Gefängnis ist. Unglaubliche Empfindungen und Wahrnehmungen werden auf Sie zukommen, und Sie werden schreiben, wie es noch nie ein Mensch vor Ihnen getan hat. Ihre Gedanken werden explodieren, und Ihre Figuren werden von einer geradezu erschreckenden Lebendigkeit sein. Wenn Sie eine von diesen Kugeln rauchen, werden Sie ein Buch schreiben, wie es noch keines gegeben hat, Mr. Bordman.«

Der Schriftsteller schaute seinen Sekretär entgeistert an. »Ich kann's nicht glauben. Woher wissen Sie auf einmal so gut über diese Dinge Bescheid?«

»Ich habe mich informiert.«

»Meine Frau hat Sie wohl zum Trinken animiert. Sie sind ebenso blau wie Angie. Machen Sie, daß Sie rauskommen, Parker. Gehen Sie mir aus den Augen. Ich werde mir überlegen, ob ich Sie nicht entlassen soll.«

Jeffrey Parker schien taub zu sein. Gelassen stopfte er eine von den schwarzen Kugeln in die Pfeife, holte sein Feuerzeug aus der Tasche, sorgte für eine fingerlange Flamme und entzündete die Kugel, indem er mehrmals kräftig an er Pfeife zog.

Als die Kugel rot glühte, hielt Parker dem Schriftsteller die Pfeife hin. »Rauchen Sie, Sir. Sie werden in ungeahnte Sphären vordringen und das Buch der Bücher schreiben.«

»Ich will Ihnen sagen, was ich tun werde, Sie verdammter Narr! Ich werde Sie hinausschmeißen, wenn Sie nicht auf der Stelle diesen Raum verlassen. Und diese verfluchte Pfeife schlage ich Ihnen um die Ohren!«

»Rauchen Sie, Mr. Bordman!« verlangte Jeffrey Parker mit hohler Stimme. »Sie müssen rauchen. Wenn Sie es nicht freiwillig tun, werde ich Sie zwingen.«

»Parker!«

Parker hielt die Pfeife mit der Linken. Seine Rechte schoß vor. Er packte den Schriftsteller und stieß ihn in einen Sessel.

»Parker, was fällt Ihnen ein!« schrie Bordman. »Sie sind entlassen!«

»Rauchen Sie, Mr. Bordman. Na los! Rauchen Sie endlich!«

»Sie müssen wahnsinnig sein, Parker!«
»Rauchen!«
Jeffrey Parker holte aus und schlug zu. Er traf den Schriftsteller hart. Bordman stöhnte auf. Parker hieb wieder auf ihn ein. Nach etlichen Schlägen war Paul Bordman so schwer benommen, daß er sich dem Willen seines Sekretärs nicht mehr zu widersetzen vermochte. Parker schob ihm das Mundstück zwischen die Zähne.
»Ziehen!« befahl er dem Schriftsteller, und Bordman gehorchte. Er atmete das Geisteropium tief ein. Es stieg hinab in seine Lunge, und das geheimnisvolle Rauschgift ging sofort in sein Blut über. Sein Körper und sein Geist wurden von Marbus Magie überschwemmt. Ihm war, als würden vor ihm tausend Sonnen explodieren. Er sah schreckliche Welten und grausige Geschehnisse, Dämonen und Ungeheuer, Höllenfeuer und Todesengel. Er fühlte sich stark und… anders. Er konnte denken, wie es ihm noch nie möglich war. Sein Geist sprengte alle irdischen Ketten, und die Gesetze der Erde hatten keine Gültigkeit mehr.
Es gab nur noch ein Gesetz für ihn - jenes von Marbu.
Von weither, aus einer fernen, nie geschauten Welt bekam er den Auftrag, das Buch der Bücher zu schreiben. Das erste wahre Höllenbuch. Eine Niederschrift des Grauens sollte er verfassen. Marbus schwarze Lehren sollte er verkünden. Mit seinem Werk sollte er zu Marbus Sprachrohr werden, und die Worte, die er zu Papier bringen sollte, würden so gewaltig und lebendig, so randvoll mit Magie sein, daß jeder Marbu verfiel, der das Buch las.
Parker grinste zufrieden, als die Glut des Geisteropiums erlosch.
»Bist du bereit?« fragte er den Schriftsteller.
»Ja«, antwortete dieser leise.
»Dann geh und schreibe nieder, was Marbu für alle Zeiten festgehalten haben will.«
Paul Bordman erhob sich und setzte sich an die Schreibmaschine, um das Werk des Schreckens zu beginnen.

***

Als Mr. Silver allein nach Hause kam, fragte Vicky Bonney nach Tony Ballard.
Der Ex-Dämon zuckte mit den Schultern. »Ich wollte, ich wüßte, wo er ist.«
Vicky schaute ihn erschrocken an. »Wieso weißt du es nicht?«
Mr. Silver erzählte ihr, was er getan hatte und daß er sich mit Tony im »Black Stork« treffen wollte. »Aber er ist nicht gekommen«, sagte der Hüne. »Daraufhin begab ich mich zu Rick Stubbs' Laden. Der Bursche hatte inzwischen alle Schotten dichtgemacht und war auf Tauchstation gegangen.«

»Mit Tony?« fragte Vicky besorgt.
»Scheint so. Im Laden hat es einen Kampf gegeben.«
»Was wirst du nun unternehmen?« fragte Vicky.
»Erst mal abwarten. Vielleicht meldet sich Tony.«
»Und wenn nicht?«
»Dann muß ich versuchen, Stubbs aufzutreiben, um über ihn zu Tony zu finden«, sagte der Ex-Dämon.

Tony meldete sich vierundzwanzig Stunden nicht, und die Stimmung in seinem Haus war mehr als gedrückt. Wieder fuhr der Ex-Dämon zu Stubbs' Wohnung und anschließend zu dessen Laden, der immer noch geschlossen war.

Zornig rüttelte er an der Tür.

»Tja, er ist nicht da«, sagte jemand hinter ihm. Rasch drehte er sich um und sah einen Mann mit grauem Bart. »Dreimal habe ich es heute schon versucht. Mein Vater feiert morgen sein dreißigjähriges Berufsjubiläum, und ich habe ihm eine afrikanische Maske versprochen. Mein alter Herr ist verrückt nach diesen Dingen. Wie's aussieht, werde ich morgen mit leeren Händen bei ihm erscheinen.«
»Kennen Sie Stubbs persönlich?« wollte Mr. Silver wissen.
»Ich kaufe hin und wieder bei ihm ein. Immer für meinen Vater.«
»Wo könnte er sein, wenn er zu Hause auch nicht ist? In Afrika?«
»Ausgeschlossen, er kam von da ja erst vor drei Wochen zurück. So oft fliegt er nicht runter. Zu Hause ist er auch nicht, sagen Sie?«
»Seit gestern schon nicht«, sagte Mr. Silver.
»Hätten Sie was Dringendes mit ihm zu besprechen gehabt?«
»Das kann man wohl sagen«, erwiderte Mr. Silver.
»Tja, tut mir leid, daß ich Ihnen nicht helfen kann. Vielleicht weiß man im Club, wo Stubbs ist.«
»Im Club?«
»Na ja, das ist so 'ne Sauna mit allem. Sie verstehen?«
»Auch mit Mädchen?«
»Na klar. Die sind das wichtigste Beiwerk. Rick Stubbs ist ja nicht mehr der Jüngste, aber die Miezen im Club können ihn immer noch ganz schön auf Vordermann bringen, wie er mir erzählte.«
»Wissen Sie, wo diese Clubsauna ist?«

Der Mann nannte die Adresse. »Hoffentlich finden Sie Stubbs. Bei der Gelegenheit könnten Sie ihm gleich sagen, er solle mich anrufen.«
»Mach' ich. Wie ist Ihr Name?«
»Wayne Jackson.«

Mr. Silver nickte und stieg in den Rover.

***

Da war eine Holzschachtel gewesen. Ich hatte mich gefragt, was sie beinhalten mochte. Ich hatte die Schachtel aufgehoben und gehofft,

daß sich keine böse Überraschung darin befand. Alles war möglich. Ich befand mich schließlich nicht bei Freunden.

Ich hatte den kleinen Holzbehälter von allen Seiten betrachtet. Einfachste Handarbeit war das, nur geleimt, nicht genagelt. Ich hatte das Kästchen geschüttelt, und in seinem Inneren war einiges durcheinander gepurzelt.

Einen Deckel gab es nicht, dafür ein Schiebetürchen. Ich hatte es durch die tiefen Nuten gezogen, mich gebückt und auf den Boden fallen lassen, was sich darin befand. Bitterschokolade, Traubenzucker, Zwieback, ein in Plastik eingeschweißter Vitaminextrakt. Das sah nach einer eisernen Ration aus. Wie lange hatte man vor, mich hier gefangen zu halten?

Ich hatte noch keinen Hunger, verspürte nur eine unbändige Wut im Bauch und wagte den Negern nicht zu trauen. Vielleicht hatten sie die Nahrungsmittel präpariert.

Mir brummte noch der Schädel vom Chloroform, weil sie mich damit sehr reichlich bedient hatten. Was befand sich in der Schokolade? Spuren von Zyankali? Und im Traubenzucker Kokain? Was hatten Rick Stubbs' Freunde mit mir vor?

Vielleicht wußten sie es selbst noch nicht, wollten über mein Schicksal erst beraten.

Vorerst hatten sie mich auf Eis gelegt, und damit ich ihnen nicht heimlich wegstarb, hatten sie mir diese Notration dagelassen.

Besser, ich rührte sie nicht an.

So konnte ich gestern denken, aber ich würde meine Ansicht wahrscheinlich ändern, wenn sie mich erst ein paar Tage schmoren ließen. Der Hunger würde mich zwingen zu essen, und diese Dinge würden für mich zu unbezahlbaren Köstlichkeiten werden.

Ich schob alles wieder in die Holzschachtel und schloß sie. Ich legte sie auf den Boden und beachtete sie nicht mehr, sondern überlegte mir, wie es mit mir weitergehen würde.

Ich konnte mir vorstellen, daß Mr. Silver alle Anstrengungen unternahm, um mich zu finden. Bestimmt war er beim »African Shop« gewesen, aber wenn er Stubbs dort nicht angetroffen hatte, würde es schwierig sein, die Spur zu entdecken, die zu meinem Gefängnis führte.

Vierundzwanzig Stunden Einzelhaft.

Und mein einziges Verbrechen bestand darin, daß ich zu viele Fragen gestellt hatte. Mr. Silver hatte mir einmal erklärt, daß man mit dem Wort oft mehr erreichen könne als mit Taten. Er hatte recht.

Wieder durchforschte ich meine Taschen. Den Colt Diamondback hatten sie mir abgenommen. Meinen Dämonendiskus, die drei silbernen Wurfsterne und den magischen Flammenwerfer, der wie ein harmloses Feuerzeug aussah, hatten sie mir gelassen.

Sie wußten, daß ich damit nicht ausbrechen konnte.

Ich hatte es versucht, hatte mit den scharfen Zacken der Wurfsterne an der Tür herumgekratzt, aber bald eingesehen, daß ich mir die Arbeit sparen konnte.

Hier kommst du nicht raus, Tony Ballard, mußte ich mir selbst sagen. Jedenfalls nicht, so lange sie es nicht wollen.

Vierundzwanzig Stunden Stille.

Sie schienen mich vergessen zu haben. Anscheinend war ich nicht wichtig genug für sie. Vielleicht hatten sie anderweitig Besseres zu tun.

Ich setzte mich auf den Boden und starrte die Wand an. Gab es wirklich keine Möglichkeit, diese triste Zelle zu verlassen?

***

Auch der Club, den Wayne Jackson erwähnt hatte, empfing Mr. Silver mit geschlossenen Türen. Der Ex-Dämon las, daß hier ausgerechnet heute Ruhetag war. Das zwang ihn, bis morgen zu warten. Und warten war etwas, das der Hüne sehr schlecht konnte.

Grimmig fuhr er nach Hause.

Roxane war nicht mehr da. Sie wollte sich nützlich machen und hatte sich auf die Suche nach dem geheimnisvollen Plan begeben. Mr. Silver wäre es lieber gewesen, sie hätte damit noch etwas gewartet, aber auch sie war zumeist von einer großen Unrast erfüllt und haßte es, untätig zu sein.

Die Stimmung in Tony Ballards Haus wurde immer gedrückter. Niemand sprach es aus, aber die Befürchtung hing im Raum, man könnte Tony nicht lebend wiedersehen.

Vicky zeigte die Einladung, die sie erhalten hatte. »Ich werde nicht hingehen«, sagte sie traurig. »Ich werde Paul Bordman anrufen und ihm sagen, daß ich nicht komme. Ohne Tony werde ich nirgendwo mehr hingehen.«

»Er lebt«, sagte Jubilee. Ihre Hände waren trotzig zu Fäusten geballt. »Ich weiß, daß er lebt! Tony läßt sich nicht unterkriegen, Vicky. Er wird bald wieder bei uns sein.«

Mr. Silver nickte. »Du solltest nicht so schwarz sehen, Vicky. Du kennst doch Tony. Ich würde Bordman an deiner Stelle noch nicht anrufen. Dazu ist in ein paar Tagen immer noch Zeit. Inzwischen kann viel passieren.«

Der Optimismus des Hünen war ansteckend. Vicky Bonney schaffte ein tapferes Lächeln. »Dumm von mir, zu denken, Tony könnte auf der Strecke bleiben. Du hast recht, Silver. Irgendwie kam er bisher immer über die Runden. Warum sollte es diesmal anders sein?«

Noch einmal zuckte das Lächeln um ihren Mund, aber in ihren veilchenblauen Augen glänzten Tränen.

***

Paul Bordman hatte niedergeschrieben, was, von Marbu kommend, durch ihn floß. Er hatte die Nacht durchgearbeitet, und seine Finger waren förmlich über die Tastatur seiner elektronischen Schreibmaschine gerast.

Obwohl er nicht müde war, machte er im Morgengrauen eine Pause, begab sich in die Küche und kochte sich Kaffee. Dann zog er sich wieder in sein Arbeitszimmer zurück und schrieb mit ungebrochenem Eifer weiter.

Jeffrey Parker hatte ihn allein gelassen; Er brauchte nicht auf den Schriftsteller aufzupassen. Es war nicht nötig, Bordman zu überwachen, denn der Mann war durchpulst von einem Zauber, dem er sich nie mehr entziehen konnte.

Was er schrieb, war packend, faszinierend und erschreckend. Er hielt Formeln der ältesten Magie fest. Manchmal verbarg er sie geschickt in Sprüchen, damit selbst Gelehrte sie nicht erkennen konnten.

Er schuf ein Werk des Grauens, das Zauberbuch des Bösen. Er schrieb von grausigen Taten und beschrieb entsetzliche Monster. Ein unbefangener Leser konnte meinen, dies wäre nur Beiwerk zu einer rasanten Schauergeschichte, aber das stimmte nicht. Die Geschichte war nichts weiter als eine raffinierte Tarnung und diente als Transportmittel für Marbus schreckliche Botschaft.

Wer dieses Buch zu lesen begann, den würden schon die ersten Zeilen in ihren Bann schlagen, und er würde das Werk erst weglegen können, wenn er das letzte Wort gelesen hatte.

Und dann würde er Marbus Botschaft in sich tragen, Marbus Magie, die Kraft des Schreckens.

Apokalyptische Szenen würden sich abspielen. Die Hölle würde einen großen Sieg erringen, und viele Seelen würden dem Teufel anheimfallen.

Und auslösen würde all das ein harmlos aussehendes Buch.

Unruhe erfaßte den Schriftsteller am frühen Nachmittag. Er hatte ein unangenehmes Kribbeln unter der Haut, ein schmerzhaftes Ziehen in den Eingeweiden, seine Schleimhäute wurden trocken, und die Finger tanzten nicht mehr so schnell über die Tasten.

Bordman hörte auf zu schreiben, lehnte sich zurück und massierte seinen Nacken.

Er hatte Durst, erhob sich, begab sich zur Bar und nahm sich ein Glas Orangensaft, doch damit ließ sich der Durst nicht löschen.

Die Themse könnte ich austrinken, dachte Paul Bordman. Es würde nicht reichen.

Ruhelos lief er im großen Arbeitszimmer hin und her. Was war auf einmal mit ihm los? Wurde er krank?

Er blickte auf die vielen vollgeschriebenen Blätter. Hundertfünfzig

Seiten. In so kurzer Zeit. Das war ein Rekord. Und an dem, was niedergeschrieben war, brauchte nichts geändert zu werden. Es war druckreif.

Bordman blieb stehen. Er dachte an seinen Verleger. »Diesmal wirst du zufrieden sein, Frederick Beckford. So etwas hast du noch nicht gelesen. So etwas hat es noch nie gegeben. Du wirst es lesen - und verloren sein. Ja, Frederick! Ich mache dich zu einem der ersten Opfer dieses Buches!«

Sein Herz jagte, der Puls raste, er hechelte wie ein Hund, preßte die Arme gegen den Leib und krümmte sich. Ihm war, als würde ein Messer durch seinen Bauch schneiden.

Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, und der Raum begann sich merkwürdig zu verändern. Zuerst wurde alles trüb. Nichts hatte mehr scharfe Konturen. Alles zerfloß, lief in die Breite, war ständig in Bewegung.

Halluzinationen stellten sich ein.

Der Schriftsteller vermeinte, kleine scheußliche Tiere über den Boden kriechen zu sehen. Sie kamen auf ihn zu, hatten riesige schwarze Augen und blinkende Metallzähne, mit denen sie ihn beißen wollten.

Er wich entsetzt zurück.

Sie trieben ihn in die Enge. In seiner Angst trat er nach ihnen, und sowie er sie mit dem Fuß traf, lösten sie sich auf. Nur ihre Augen blieben. Schwarze Kugeln…

Schwarze Kugeln!

Plötzlich wußte Bordman, was mit ihm los war und wie er seinen schrecklichen Zustand beenden konnte.

Er eilte aus dem Zimmer. »Parker! Mr. Parker!« schrie er. Seine Stimme war im ganzen Haus zu hören.

Bordman biß sich auf die Lippe und tänzelte ungeduldig hin und her.

»Mr. Parker!«

Nicht Parker erschien, sondern Mona.

»Hast du Parker gesehen?« fragte der Schriftsteller seine Tochter.

»Nein, Dad.«

»Verdammt, wo steckt der Kerl? Hat er am Ende das Haus verlassen?«

»Ich glaube nicht«, antwortete Mona Bordman.

»Nie ist er da, wenn ich ihn brauche!« ärgerte sich der Schriftsteller.

»Kann ich etwas für dich tun?« fragte das Mädchen.

»Ich habe einen Sekretär. Zum Teufel, ich bezahle einen Sekretär, damit er mich entlastet und zur Stelle ist, wenn ich ihn brauche.«

»Vielleicht befindet er sich in seinem Zimmer.«

»Er liegt auf der faulen Haut. So leicht möchte ich mir mein Geld auch verdienen.«

»Ist irgend etwas nicht in Ordnung, Dad? Du siehst müde und

abgespannt aus. Fast möchte ich sagen… krank.«

»Ich bin kerngesund. In meinem ganzen Leben war ich noch nicht krank. Ich habe gar keine Zeit, krank zu sein… Parker!« Er brüllte den Namen wieder, und endlich erschien der Sekretär auf der Treppe.

Ein merkwürdiges Lächeln umspielte seine Lippen. Mona Bordman wußte nicht, was es zu bedeuten hatte. Parker kam ihr grausam und überheblich vor. Sie glaubte fast, annehmen zu müssen, der Mann hätte über ihren Vater Gewalt bekommen.

Stand Paul Bordman unter Jeffrey Parkers Einfluß?

Mona glaubte ihrem Vater nicht, daß er kerngesund war. Die Arbeit hatte ihn schon öfter ausgelaugt, aber noch nie so sehr. Seine Hände zitterten, und in seinem Blick war ein hündisch unterwürfiger Ausdruck.

»Mr. Parker«, sagte er heiser. »Ich brauche…«

»Ich weiß«, sagte der Sekretär von oben herab.

Mona fragte sich, wieso sich ihr Vater vor seinem Sekretär erniedrigte.

»Gehen Sie in Ihr Arbeitszimmer«, sagte Parker.

»Ja. Ja, sofort«, erwiderte der Schriftsteller.

»Vater…«, sagte Mona.

»Laß mich in Ruhe!« herrschte Paul Bordman sie an. »Ich habe jetzt keine Zeit… Sie kommen doch gleich, Parker, ja?«

»In zwei Minuten bin ich bei Ihnen.«

»Zwei Minuten«, sagte der Schriftsteller fahrig. Er wischte sich die feuchten Handflächen am Jackett ab. »Okay, Mr. Parker.«

Er begab sich in sein Arbeitszimmer, ohne seine Tochter eines weiteren Blickes zu würdigen. Mona schaute den Sekretär verdattert an.

»Ich verstehe das nicht, Mr. Parker. Was ist los mit meinem Vater? Ich mache mir Sorgen um ihn.«

»Das brauchen Sie nicht. Er ist lediglich überarbeitet, ein wenig durchgedreht.«

»Er sollte es nicht so übertreiben, sonst klappt er noch zusammen. Können Sie nicht auf ihn einwirken? Auf mich hört er nicht.«

»Ich werde mit ihm sprechen, aber ich fürchte, es wird nichts nützen. Er befindet sich in Höchstform. Diesen geistigen Höhenflug nützt er bis zur Erschöpfung aus. Ich werde ihm etwas geben, was ihm guttut.«

»Ein Aufputschmittel?«

»Ein reines, harmloses Vitaminpräparat, das ihm hilft, sich schneller zu regenerieren«, sagte Jeffrey Parker und kehrte um.

Das »Vitaminpräparat« war eine Geisteropiumkugel, die der Schriftsteller gierig rauchte. Bereits nach den ersten Zügen fühlte er sich besser. Wie eine leere Batterie lud er sich mit Marbus Kraft auf, und er verspürte sofort wieder den Drang, weiterzuschreiben.

Diesmal hörte er um 23 Uhr zu arbeiten auf und begab sich zu Bett. Angie schlief schon. Er war froh, nicht mit ihr sprechen zu müssen.

Während er neben seiner nach Alkohol riechenden Frau lag und über sein Leben und seine Zukunft nachdachte, verließ Jeffrey Parker sein Zimmer und begab sich ins Erdgeschoß.

Bordman war mit seinem Leben nicht mehr zufrieden. Vieles mußte anders werden.

Er wollte allein sein, keine Familie mehr haben, auf niemanden mehr Rücksicht nehmen müssen. Er würde nur noch dieses eine Buch schreiben und dann nie wieder eine Zeile zu Papier bringen. Es würde nicht mehr nötig sein, daß er arbeitete. Das Buch der Bücher würde ihm so viel Geld einbringen, daß er sich zur Ruhe setzen konnte.

Sein Werk würde eine Katastrophe auslösen, das wußte er, aber es machte ihm nichts aus, denn er hatte nichts zu befürchten. Er gehörte ja bereits zu Marbu.

Er war der Wegbereiter des Marbu-Zaubers, das Sprachrohr des Bösen. Wie kein zweiter Mensch machte er sich um die Hölle verdient, und das würde nicht nur finanzielle Früchte tragen. Es wartete noch reicherer Lohn auf ihn. Vielleicht sogar die Erhebung in den Dämonenstand.

Früher hätten ihn solche Aussichten zu Tode erschreckt, doch nun freute er sich darauf.

Er würde weggehen. Vielleicht nach Afrika. Ja, es würde ihn reizen, nach Marbus Wurzeln zu suchen, den Ursprung zu finden.

Während er Zukunftspläne schmiedete, in denen Angie und Mona keinen Platz hatten, verließ auch seine Tochter ihr Zimmer.

Sie hatte Hunger, schlich den Flur entlang und die Treppe hinunter. Ihr heller Seidenschlafrock umwehte sie wie eine Fahne. Stille herrschte im ganzen Haus, und in den Ecken schienen böse Schattenungeheuer zu lauern.

Mona betrat die Küche, öffnete den Kühlschrank, nahm die Milch heraus und griff nach dem verlockend aussehenden Hamburgerspeck. Sie schnitt sich zwei Scheiben Brot ab, holte die Tube mit dem französischen Senf, nahm ein scharfes Messer aus der Lade und sägte sich die ersten Speckstückchen herunter.

Eine Viertelstunde später verließ sie die Küche, war angenehm satt. Es gab für sie nichts Schlimmeres, als mit knurrendem Magen im Bett zu liegen. Stundenlang hätte sie nicht einschlafen können.

Lautlos schloß sie die Tür.

Was ihr zuvor nicht aufgefallen war, bemerkte sie jetzt: Die Tür des Arbeitszimmer ihres Vaters war einen Spaltbreit offen, und das Licht der Schreibtischlampe fiel heraus. Mona hatte gehört, wie ihr Vater nach oben gekommen war. War ihm eine Idee gekommen, die er unbedingt noch festhalten mußte? Hatte er sich deshalb noch einmal

in sein Arbeitszimmer begeben?

Das Mädchen vernahm ein seltsames Murmeln.

Das war doch nicht ihres Vaters Stimme. Wer befand sich in seinem Arbeitszimmer? Jeffrey Parker? Redete der Sekretär mit jemandem oder führte er ein Selbstgespräch?

Auf all diese Fragen konnte sich Mona sehr schnell eine Antwort holen. Sie brauchte sich nur zu der Tür begeben und einen Blick in den Raum werfen.

Zuerst ging sie rasch, denn sie hatte nichts zu verbergen. Dies war ihr Zuhause, und wenn mitten in der Nacht eine Tür offenstand und Licht aus dem Raum fiel, hatte sie das Recht, hineinzusehen.

Aber je näher sie der Tür kam, desto mulmiger wurde ihr. Woran das wohl liegen mochte? Dieses Gemurmel konnte daran doch nicht schuld sein.

Die nächsten Schritte setzte sie schon etwas zögernder, und schließlich blieb sie stehen.

Verflixt noch mal, wovor hatte sie Angst? Sie brauchte sich weder vor ihrem Vater zu fürchten noch vor Jeffrey Parker. Und sonst konnte niemand im Arbeitszimmer sein.

Oder doch?

Die Stimme hatte einen eigenartigen, unnatürlichen Klang, und Mona vermeinte auch, zwischendurch ein mysteriöses Zischen zu hören.

Die Neugier besiegte schließlich ihre Angst, und sie schlich auf Zehenspitzen weiter. Plötzlich wollte sie auf alle Fälle verhindern, daß sie bemerkt wurde.

Kalte Schauer überliefen das junge Mädchen. Fröstelnd schloß sie den Schlafrock und band mit dem Gürtel hastig eine Schleife, aber ihr wurde nicht wärmer. Die Kälte kam nicht von außen, sondern befand sich in ihr.

Zwei Schritte noch.

Die Stimme war nun schon ganz klar zu vernehmen, doch Mona Bordman verstand die Worte nicht, und sie konnte sich nicht vorstellen, daß diese merkwürdige Sprache irgendwo auf der Welt gesprochen wurde.

Sie wagte den nächsten Schritt, biß sich in den Zeigefinger, als könnte sie damit ihre wachsende Erregung niederkämpfen.

Noch ein Schritt, und dann sah sie…

Sie traute ihren Augen nicht. Ihr Vater schrieb von Monstern, Teufeln und Ungeheuern, von Hexen, Poltergeistern und Kobolden, von Dämonen und Magiern, aber er erfand das alles. Die Abenteuer, die von anderen so gern gelesen wurden, entstanden in seinem Kopf. Auch Mona las seine Bücher mit großer Begeisterung - aber es waren eben nur Bücher; Romane, Hirngespinste.

Nie wäre Mona auf die Idee gekommen, daß es solchen Horror

wirklich gab. Aber es gab ihn. Wenn sie nicht verrückt geworden war, mußte es ihn geben!

Fassungslos starrte sie in das Arbeitszimmer ihres Vaters, an dessen Schreibtisch ein grauenerregendes Ungeheuer stand.

***

Das Monster war Jeffrey Parker. Entsetzlich sah er aus. In seinem Gesicht gab es verwischte Grenzen. Er war sowohl Mensch wie auch Kobra. Sein Hinterkopf war mit Schlangenschuppen bedeckt, und mit stechenden Schlangenaugen las er, was Paul Bordman geschrieben hatte.

Aber er sprach nicht die Worte aus, die auf dem Papier standen, sondern übersetzte sie in die Marbu-Sprache. Deshalb konnte Mona nichts verstehen.

Jetzt legte er die letzte Seite auf den Tisch, und seinem Mund entstieg eine hellgraue Wolke, die so schwer war, daß sie sich langsam senkte. Sie breitete sich über dem Manuskript aus, und Mona Bordman hatte den Eindruck, der Sekretär würde dem Geschriebenen eine Seele einhauchen.

Sie zitterte und wollte sich kneifen, um zu sehen, ob sie wach war.

Jetzt glaubte sie die hündische Unterwürfigkeit ihres Vaters verstehen zu können. Er hatte Angst vor seinem Sekretär. Das war nicht verwunderlich. Parker war nicht das, wofür ihn Mona immer gehalten hatte. Er war kein Mensch.

Sie fragte sich, was dieses Monster tun würde, wenn es merkte, daß sie hinter sein Geheimnis gekommen war.

Er würde mich umbringen! durchfuhr es Mona, und sie wollte sich rasch zurückziehen.

Ihr Vater befand sich in Schwierigkeiten, das wußte sie nun. Ihn über Jeffrey Parker aufzuklären, war nicht nötig. Er wußte über den Sekretär Bescheid. Deshalb fürchtete er ihn ja.

Angie konnte Mona ebenfalls vergessen. Von der war keine Hilfe zu erwarten. Aber Hilfe brauchte Vater, und Mona wußte auch sofort, wen sie darum bitten konnte.

Zwar hatte sie bisher nicht an die Existenz von Geistern und Dämonen geglaubt, deshalb war es ihr auch schwergefallen, zu akzeptieren, daß die Schriftstellerin Vicky Bonney mit einem Dämonenjäger lebte.

Es hieß sogar, Vicky Bonney würde nichts weiter tun, als die Erlebnisse ihres Freundes niederzuschreiben. Mona hatte das für einen klugen Reklamegag gehalten.

Für sie war Tony Ballard nichts weiter als ein tüchtiger Privatdetektiv gewesen. Vielleicht hatte er Männer gejagt und zur Strecke gebracht, die sich für Dämonen hielten, aber daß es solche

schwarze Wesen wirklich gab, hatte Mona nicht geglaubt.

In dieser Nacht war sie eines Besseren belehrt worden, und sie sah Tony Ballards Erfolge plötzlich mit anderen Augen. Wie hatte er es geschafft, so lange schon gegen das Böse zu bestehen? Der Mann mußte aus einem ganz besonderen Holz geschnitzt sein.

Es war schon sehr spät, ging auf Mitternacht zu. Dennoch wollte Mona noch bei Vicky Bonney und Tony Ballard anrufen. Die Sache duldete keinen Aufschub. Hier war etwas ganz Schreckliches im Gange, dem schnellstens ein Riegel vorgeschoben werden mußte.

Monas Kehle war wie zugeschnürt.

Ihr Vater hatte unter Parker bestimmt zu leiden. Der Sekretär mußte ihm befohlen haben, bis zur Erschöpfung zu arbeiten, und Paul Bordman, der das grausige Geheimnis seines Sekretärs kannte, war gezwungen gewesen, zu gehorchen.

Aber diesem Monster sollte noch in dieser Nacht der Garaus gemacht werden. Tony Ballard würde kommen und es vernichten.

Mona wollte von der Tür zurücktreten, doch ihre Füße gehorchten ihr nicht. Wie festgeleimt stand sie da und mußte weiter beobachten, was im Arbeitszimmer ihres Vaters geschah.

Leben kroch aus dem Manuskript.

Grün leuchtendes, durchsichtiges Leben!

Es richtete sich auf dem Schreibtisch auf; ein Wesen, das fortwährend seine Gestalt veränderte. Mona vernahm ein böses, aggressives Knurren, das ihr durch Mark und Bein ging.

War es möglich, daß ihr Vater so ein Ungeheuer beschrieben hatte?

Und Jeffrey Parker hatte die Macht, es aus dem Manuskript zu holen!

Das grüne Untier wurde größer, hatte vier Beine und ein riesiges Maul, in dem spitze Zähne schimmerten. Die massige Gestalt ähnelte dem Zerrbild einer Bulldogge.

Grausamkeit und Mordlust vermeinte Mona aus dem Knurren der leuchtenden, transparenten Bestie herauszuhören.

Jeffrey Parker sah jetzt wieder wie gewohnt aus. Er fürchtete die Höllendogge nicht. Sie gehörten auf eine für Mona Bordman unvorstellbare Weise zusammen.

Sie erschrak zutiefst, als ihr einfiel, daß das Tier sie wittern könnte, und endlich schaffte sie es, sich von den Schreckensszenen loszureißen. Sie drehte sich verstört um. Und dabei mußte sie auch noch vorsichtig sein, denn Parker würde sie entweder selbst töten oder ihr diese grüne Bestie auf den Hals hetzen, wenn er sie bemerkte.

Langsam und lautlos entfernte sie sich. Schweiß rann ihr über die Wirbelsäule. In ihrem ganzen Leben war sie noch nie so wahnsinnig aufgeregt gewesen.

Das Schicksal hatte sie auch noch nie mit einem so grauenvollen Horror konfrontiert.

Wieder vernahm sie das Knurren der Bulldogge, und es gab ihr unverhofft einen Stich, denn sie glaubte, das Tier hätte das Arbeitszimmer verlassen. Wenn es so war, dann war sie verloren.

Mona wagte nicht zurückzublicken. Sie ging weiter, immer weiter, und sie hätte schrecklich gern gewußt, was sich hinter ihr abspielte.

Folgte ihr dieses Höllenwesen?

In ihr verkrampfte sich alles. Sie rechnete jede Sekunde damit, angegriffen, niedergerissen und zerfetzt zu werden.

Das Scheusal war transparent. Besaß es einen Körper? War es nur ein Geist? Mona erreichte schwankend eine der Säulen. Sie hielt sich daran fest und atmete schwer.

Sie eilte weiter und betrat Augenblicke später den Salon. Ihr Herz schlug bis in den Hals hinauf. Sie machte zunächst kein Licht, lief mit schlotternden Knien zum Telefon und knipste die Leselampe an.

Hoffentlich fiel es Jeffrey Parker nicht auf.

Zitternd vor Angst und Panik nahm sie die Telefonkladde zur Hand und hoffte, darin Vicky Bonneys Telefonnummer zu finden. Wenn nicht, würde sie im Telefonbuch nachsehen.

Unter B fand sie beide Namen, den von Vicky Bonney und jenen von Tony Ballard. Die Adresse stand darunter: Paddington, Chichester Road 22. Und daneben stand die Telefonnummer Paddington 2332.

Mona begann die Nummer in den Tastenapparat zu tippen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Salontür, und Jeffrey Parker erschien.

***

Mona hörte das Freizeichen. Voller Ungeduld wartete sie, daß am anderen Ende jemand abhob.

»Bitte«, flüsterte die Tochter des Schriftstellers. »Schnell! Bitte…«

Parker trat ein. Die Geisterdogge folgte ihm.

Endlich hob am anderen Ende jemand ab. »Hallo!« Es war die Stimme eines Mädchens.

»Miss Bonney?« fragte Mona heiser.

»Ja.«

»Ich bin…«

Weiter kam Mona Bordman nicht, denn Jeffrey Parker griff an ihr vorbei und drückte auf die Gabel. Damit unterbrach er die Verbindung.

Mona erstarrte.

Ganz langsam ließ sie den Hörer sinken, und noch langsamer drehte sie sich um. Parker grinste sie eiskalt an und nahm ihr den Hörer aus der Hand, um ihn auf den Apparat zu legen.

»Zu so nachtschlafender Zeit ruft man niemanden mehr an«, sagte der Höllensekretär.

»Miss Bonney ist eine Kollegin von Dad…«

»Ich weiß, wer Miss Bonney ist, und mir ist auch bekannt, mit wem sie befreundet ist.«

Mona sah das grüne Geistertier und sehnte sich nach einer Ohnmacht. Sie wollte nichts mehr wissen von all diesen haarsträubenden Dingen, die es nicht geben durfte, die aber doch passierten.

»Du hast mich belauscht!« fauchte Parker und starrte das Mädchen haßerfüllt an.

»Ich… ich wollte es nicht. Wirklich nicht. Die Tür war offen, und… ich hörte Ihre Stimme.«

»Deine Neugier paßt mir nicht, Mädchen. Du kennst unser Geheimnis. Ja, *unser* Geheimnis - meines und das deines Vaters.«

»Ich… ich werde es für mich behalten!« stieß das verzweifelte Mädchen hastig hervor. »Schweigen wie ein Grab werde ich! Kein Wort wird über meine Lippen kommen! Sie können sich auf mich verlassen, Mr. Parker.«

»Ich verlasse mich auf niemanden«, erwiderte der Sekretär frostig. »Zuverlässig versiegelt nur der Tod die Lippen eines Menschen.«

»Ich… ich werde Ihnen und meinem Vater nicht schaden. Was immer Sie für Pläne haben, ich werde sie nicht vereiteln. Was weiß ich denn schon? Ich habe doch nur gesehen, wie Sie…«

»Das genügt. Und du hast mich sprechen hören in dieser fremden Sprache.«

»Ich behalte es für mich. Ich schwöre es bei allem, was mir heilig ist, Mr. Parker.«

Neben Jeffrey Parker knurrte die Geisterdogge.

Der Sekretär grinste. »Mein Freund hat Hunger. Dein Vater hat über ihn geschrieben, und ich wollte sehen, ob es mir gelingt, ihn zum Leben zu erwecken. Ich hab's geschafft. Er wird dich töten und in das Buch des Grauens zurückkehren.«

»Nein!« stöhnte Mona. »Ich bitte Sie, lassen Sie mir mein Leben.«

Mona gewahrte hinter Parker eine Bewegung. Noch jemand war eingetreten: Paul Bordman. Er trug seinen Schlafrock, und ein unnahbares, grausames Lächeln lag auf seinen Zügen.

»Vater!« rief Mona verzweifelt. »Bitte hilf mir!«

»Du hast keinen Vater mehr!« behauptete Jeffrey Parker schneidend. »Er gehört dir nicht mehr, er gehört jetzt Marbu. Bestätige es, Paul Bordman!«

Der Schriftsteller richtete seinen kalten Blick auf das grüne Geistertier und befahl ihm mit rauher Stimme: »Töte sie! Töte dieses Mädchen!«

Und das transparente Wesen stürzte sich auf Mona.

***

Die Zeit begann für mich zur Bedeutungslosigkeit zu zerfallen. Man schien mich in diesem unterirdischen Loch tatsächlich vergessen zu haben. Langsam kam ich mir wie eingemauert vor. Warum hatten mich die Schwarzen nicht gleich umgebracht? Ich würde auch hier sterben, nur langsamer.

Und damit es noch langsamer ging, hatten sie mir die Notration dagelassen. Das ergab für mich keinen Sinn. Es sei denn, die Kerle hatten noch etwas mit mir vor.

Aber was?

Zuerst hatte ich die Nahrung nicht angerührt, aber dann war der Hunger übermächtig geworden, und ich hatte mir gesagt, ich müsse es riskieren.

Ich aß nicht viel, weil ich nicht wußte, wie lange ich damit auskommen mußte. Die eiserne Ration schadete mir nicht, und so aß ich ein paar Stunden später wieder davon, um bei Kräften zu bleiben, denn Kraft würde ich brauchen, wenn sie mich aus meinem Kerker holten, davon war ich überzeugt.

Nach einer endlosen Stille, die mir schon längst auf die Nerven ging, vernahm ich plötzlich dumpfe Trommelschläge.

Ich horchte auf.

Endlich tat sich etwas. Da Traubenzucker rasch ins Blut übergeht, schluckte ich, was noch übrig war, und hoffte, mich damit so weit aufbauen zu können, daß mir ein Fluchtversuch gelang.

Ein eigenwilliger Rhythmus war das, der an mein Ohr drang. Mal langsam, mal schnell, mal laut, mal leise - niemals monoton. Es gab hin und wieder kurze Pausen, und um so vehementer setzte der Trommelschlag danach wieder ein.

Es mußten Marbu-Trommeln sein, und ich nahm an, daß man einen oder mehrere Dämonen herbeirufen wollte. Vielleicht war die Zeit dafür nicht immer günstig. Das wäre eine Erklärung dafür gewesen, wieso die Schwarzen so lange nichts von sich hören ließen.

Ich rechnete damit, daß ich die Neger nun bald wiedersehen würde, und ich überlegte mir, ob ich sie sofort attackieren sollte. Damit rechneten sie bestimmt nicht. Wahrscheinlich dachten sie, ich wäre inzwischen mürbe geworden, aber mein Kampfgeist und mein Freiheitsdrang waren nach wie vor ungebrochen.

Nach weiß Gott wie vielen Stunden hörte, ich einen Schlüssel ins Türschloß gleiten.

Womit sollte ich mich in der Eile bewaffnen? Flammenwerfer? Wurfstern?

Ich nahm nichts, setzte mich rasch auf den Boden und mimte den schwachen Mann.

Die Tür schwang auf. Endlich!

»Aufstehen!« schnauzte der eintretende Schwarze mich an.

Nach der langen Trennung hätte er ruhig etwas freundlicher sein können.

»Ich dachte schon, ihr hättet mich vergessen«, sagte ich. »Wo wart ihr so lange?«

»Keine Fragen.«

»Ach ja, richtig, keine Fragen. Entschuldige«, sagte ich und erhob mich. Schwach wie ein Tattergreis schien ich zu sein. An Leib und Seele gebrochen. Ich wußte, daß sie mich so am liebsten hatten, und warum sollte ich ihnen keine Freude machen, *wo* sie doch so nett zu mir waren und mich aus diesem Loch, in dem man klaustrophobisch werden konnte, holten.

Unter gesenkten Lidern schaute ich den Eintretenden an. Erfreut stellte ich fest, daß er allein war. Sie rechneten wirklich damit, meinen Widerstand gebrochen zu haben. Wunderbar. Großartig. So konnte ich sie besser überraschen.

Die Marbu-Trommeln waren verstummt. Hatte man erreicht, was man mit dem Trommelschlag bezweckte? War der Kontakt mit der schwarzen Welt hergestellt?

»Mitkommen!« sagte der Neger und griff nach meiner Schulter.

»Ich hab's nicht so gern, wenn man mich anfaßt!« knurrte ich.

Er wollte mir dafür eine Ohrfeige geben, und genau deshalb hatte ich ihn provoziert. Er schlug zu. Ich nahm den Kopf zur Seite, und seine Hand streifte meine Backe nur.

Mein Aufwärtshaken traf ihn genau auf dem Punkt, und er brach bewußtlos zusammen.

Die Zeit war reif, auszurücken.

Ich verließ mein Gefängnis, kam aber nicht weit. Vor mir lag ein Flur mit kahlen grauen Wänden, und plötzlich vernahm ich Schritte. Ich hatte zwei Möglichkeiten: mich zurückzuziehen oder die Flucht nach vorn anzutreten.

Da ich lange genug eingesperrt gewesen war, wollte ich mich freiwillig nicht mehr in die Zelle begeben.

Also rannte ich auf die Schritte zu.

Der Gang knickte nach rechts weg. Ich preßte mich an die Mauer und wartete einige Herzschläge lang. Dann erschien der zweite Neger.

Ich bildete mit beiden Händen eine Riesenfaust, und an der ließ ich ihn riechen. Die Wucht des Treffers warf ihn gegen die Wand. Ich sah meinen Colt Diamondback in seinem Gürtel stecken und holte mir meine Waffe, ehe der Neger danach greifen konnte.

Einmal schlug ich damit zu, und der Mann wäre beinahe zu Boden gegangen. Benommen stierte er mich an, und ich stieß ihm den Colt in die Magengrube.

Es war ein unbeschreiblich gutes Gefühl, wieder Oberwasser zu haben.

»Mach jetzt ja keinen Blödsinn, Kamerad!« zischte ich. »Du kannst dir vorstellen, daß ich in einer Verfassung bin, in der mir so ziemlich alles egal ist. Genau wie du hänge ich an meinem Leben, und ich schwöre dir, daß ich meinen Balg so teuer als möglich verkaufen werde. Das bedeutet im Klartext, daß deine Überlebenschancen gleich Null sind, wenn du den Helden zu spielen versuchst. Haben wir uns verstanden?«

Der Schwarze nickte.

»Wie ist dein Name?« wollte ich wissen.

»Doto.«

»Und wie heißt dein Freund, der mich holen wollte?«

»Lawassa.«

»Wohin sollte er mich bringen?«

»Was hast du mit Lawassa gemacht?«

»Jetzt bin ich dran, es zu sagen: Keine Fragen!« zischte ich. »Wen gibt es hier unten noch?«

»Nur noch Uharra.«

»Ist er so etwas wie euer Anführer?«

»Er ist der Medizinmann.«

»Ein Marbu-Zauberer?«

»Ja.«

»Zu ihm solltet ihr mich bringen?«

»Ja.«

Ich fragte Doto, welcher Weg nach draußen führte, und er sagte, ich würde nur dann fliehen können, wenn ich mich Uharra entgegenstellte.

»Okay«, sagte ich. »Bring mich zu ihm.«

Doto setzte sich in Bewegung. Ich drückte ihm meinen Revolver ins Kreuz und ließ ihn wissen, daß es bei ihm lag, ob sein Leben heute oder in ferner Zukunft enden würde. Natürlich hätte ich ihn nicht wirklich eiskalt über den Haufen geschossen, aber das konnte er nicht wissen. In meiner Stimme lag so viel Kälte und Aggression, daß er annehmen mußte, ich würde die Wahrheit sagen.

Ich sah roten Feuerschein an einer Wand tanzen, bemerkte ein Holzkreuz, das als großes X an dieser Wand lehnte, und erblickte gleich darauf einen Kerl, der eine abstoßend häßliche Maske trug. In einer eisernen Feuerschale züngelten Flammen, und hinter Uharra standen drei Marbu-Trommeln.

Der Medizinmann zuckte zusammen, als er die Situation begriff. Wut glänzte in seinen schwarzen Augen hinter der Maske. Hier also war Marbu zu Hause. Hier war der Ursprung des Bösen. Von dieser Stelle aus sollte die Marbu-Magie London verseuchen. Ein Glück, daß ich dieses Höllennest gefunden hatte. Ich würde es ausheben und entschärfen.

»Hände hoch, Uharra!« schnarrte ich. »Und wenn du sie schon mal oben hast, nimmst du gleich diese lächerliche Maske ab. Ich will dein wahres Gesicht sehen!«

Der Medizinmann gehorchte nicht.

»Hört er nichts unter seiner Maske?« fragte ich Doto. »Oder ist er überhaupt taub? Bei dem Trommellärm, den er vorhin gemacht hat, wäre das nicht verwunderlich. Was sagen denn die Nachbarn dazu?«

Uharra kam auf uns zu, obwohl ich ihm meinen Colt zeigte. Der Mann mußte nicht ganz dicht sein. Wollte er, daß ich abdrückte? Hatte er die Absicht, sich für Marbu zu opfern? Rechnete er mit einer Belohnung? Nun, dazu wollte ich ihm selbstverständlich nicht verhelfen.

»Zur Seite!« sagte ich zu Doto und versetzte ihm einen Stoß.

Der Schwarze machte drei Schritte, und ich griff Uharra an. Er war nicht besonders schnell und auch nicht sehr kräftig. Lawassa und Doto wären stärker als er. Ich konnte nicht verstehen, wieso er das Sagen hatte. Ich hatte nur eine Erklärung dafür - Seine Stärke befand sich auf einer anderen Ebene - auf der geistigen.

Seine Stärke mußte sein Wissen um den Marbu-Zauber sein.

Ich prallte gegen ihn, riß ihn mit mir, stieß ihn gegen die Wand und packte die schreckliche Maske. Er hinderte mich nicht daran, sie ihm vom Kopf zu reißen. Schwungvoll tat ich es und schleuderte sie hinter mich.

Was mir aber dann geboten wurde, war noch häßlicher als die Maske. Der Schwarze hatte eine nässende offene Wunde an der linken Wange, keine Augenlider, und die Nase war halb abgefault. Mir war ja schon viel Häßlichkeit begegnet, aber Uharra stellte in seiner Art etwas Besonderes dar.

Ich empfand Ekel und Abscheu bei seinem Anblick, und ich war geschockt.

Er hatte damit gerechnet. Deshalb hatte er mich auch nicht daran gehindert, ihm die Maske herunterzureißen. Sein widerliches Aussehen war ein Trumpf, den er gekonnt ausgespielt hatte.

Ich brauchte eine verschwindend kurze Zeitspanne, um diese Überraschung zu verdauen, und diesen Moment nützte Uharra.

Er setzte seine Magie ein.

Ich wußte nicht, woher sie kam. Uharra brüllte mir ins Gesicht, und im selben Augenblick hatte ich das Gefühl, der Boden unter meinen Füßen würde weich wie ein Sumpf werden.

Ich verlor die Balance.

Wieder schrie Uharra. Ganz deutlich hörte ich es.

»Marbu! M-a-r-r-r-b-u-u-u-!«

Und plötzlich spielte alles verrückt. Die Welt stand Kopf. Das Feuer brannte nach unten, mir war, als würden die Trommeln von

Geisterhänden geschlagen, und ein fürchterlicher Schlag raubte mir fast die Besinnung, obwohl niemand in meiner Reichweite war.

Die Marbu-Magie stürzte sich mit feurigen Rädern auf mich. Ich hörte das Zischen von Schlangen und merkte, daß ich auf dem Boden lag. Ich wollte schießen. Nicht auf irgend jemanden, sondern nur abdrücken, vielleicht, um den Knall zu hören und zu wissen, daß das alles nicht nur ein entsetzlicher Alptraum war.

Aber wo war mein Revolver? Er befand sich nicht mehr in meiner Hand.

Doto und Uharra griffen mich an. Kunststück, ich konnte mich nicht wehren. Lawassa kam hinzu, und er revanchierte sich für die Schläge, die ich ihm gegeben hatte.

Die Marbu-Magie preßte mich nieder, riß an meinen Sehnen und fraß sich schmerzhaft durch meine Muskeln.

Marbu war schlimmer, als ich befürchtet hatte, und es hatte den Anschein, als wäre dies erst der Anfang.

***

Der Club wurde von einer hübschen vierzigjährigen Frau geleitet. Ihr schwarzes Haar war modisch geschnitten, und sie trug ein schwarzes Kleid, das sie noch schlanker aussehen ließ, als sie war.

Judith Farnsworth hieß sie, und das Leben, das sie hinter sich hatte, hätte ausgereicht, um viele Bücher zu füllen. Mit fünfzehn war sie von zu Hause fortgelaufen, nachdem sich ihr Stiefvater nicht mehr beherrschen konnte. Sie war frühreif und ungeheuer sexy gewesen, und ihr Babyspeck hatte es dem alternden Mann angetan. Eines Abends, als er mit ihr allein gewesen war, hatte er sie auf seine Knie gezogen und so angefaßt, wie es sich für einen Vater nicht gehörte.

Sie hatte ihm den Weinkrug, der in Reichweite stand, an den Kopf geschlagen, und er hätte sie umgebracht, wenn sie nicht fluchtartig die Wohnung verlassen hätte.

Das war in Liverpool gewesen. Eine Freundin hatte sie zwei Wochen lang versteckt. Dann waren deren Eltern dahintergekommen, und Judith mußte wieder fliehen.

Per Autostopp kam sie nach Leeds. Der Lastwagenfahrer, der sie mitnahm, vergewaltigte sie unterwegs, und da sie in Leeds niemanden kannte, bestahl sie alte Kaufleute. Da sie sich nicht geschickt genug anstellte, wurde sie von der Polizei erwischt und nach Liverpool zurückgebracht, doch ehe ihre Mutter und ihr Stiefvater sie abholen konnten, rückte sie abermals aus.

In Birmingham wurde sie die Freundin eines neunzehnjährigen Einbrechers. Sie stand bei seinen Coups Schmiere und rettete ihn einige Male vor einer Verhaftung.

Eine kleine Unachtsamkeit ihrerseits brachte den Freund schließlich

doch ins Gefängnis, und Judith landete bei einem brutalen Zuhälter, der sie anschaffen schickte.

Er war süchtig, und als er sich nach zwei harten Jahren den goldenen Schuß verpaßte, weinte ihm Judith keine Träne nach. Sie ging nach London, aber es machte ihr nichts mehr aus, zu fremden Männern nett zu sein und ihnen jeden Wunsch zu erfüllen. Sie war nicht mehr bereit, auf die Straße zu gehen, und so stieg sie in die Callgirl-Branche ein.

Sie verdiente ausgezeichnet und war nicht so dumm wie die anderen Mädchen, das Geld gleich wieder gedankenlos auszugeben. Sie legte die Einnahmen clever an, und als sie genug beisammen hatte, eröffnete sie jenen Club, in dem sich Rick Stubbs so wohlfühlte.

Sie hatte Kunden bis in die höchsten Kreise hinauf, und alle waren mit dem, was ihnen bei Judith geboten wurde, zufrieden. Ausgesucht schöne Mädchen arbeiteten für Judith. Sie kamen aus Thailand, Frankreich, Bolivien und Mexiko, aus Kenia, Spanien und Polen - und selbstredend auch aus England.

Judiths Mädchen hörten vieles, und sie behielten nichts für sich. So kamen Judith Farnsworth Industrie- und Staatsgeheimnisse allerersten Ranges zu Ohren, und wenn sich jemand dafür interessierte, machte Judith auch damit Geschäfte.

Den Club dieser mit allen Wassern gewaschenen Frau betrat Mr. Silver. In einem exquisit eingerichteten Raum empfing ihn eine schmalhüftige kleine Person und fragte ihn nach seinen Wünschen. Damit keine Mißverständnisse aufkamen, erklärte der Hüne dem leicht bekleideten Mädchen, wen er suchte.

»Mr. Stubbs ist nicht hier«, sagte die Kleine.

Der Ex-Dämon meinte, er wäre nicht gekommen, um zu erfahren, wo Stubbs *nicht* wäre, doch das Mädchen war zu keinen weiteren Auskünften bereit. Klar, Judith Farnsworths Club lebte in erster Linie von der Diskretion.

Doch so leicht sollten sie Mr. Silver nicht wieder loswerden. Er stellte weitere Fragen, und das Mädchen verwies ihn an Judith Farnsworth. Wenn die mehr zu sagen bereit war, ging das in Ordnung. Nun, Mr. Silver würde dafür sorgen, daß die Frau redete. Er hatte da so seine Mittel.

Das Büro, in das ihn das schmalhüftige Mädchen führte, war das eleganteste, was Mr. Silver je gesehen hatte, und Judith Farnsworth entpuppte sich als eine echte Persönlichkeit, freundlich, charmant - und ungemein vorsichtig. Aber diese Vorsicht würde ihr bei Mr. Silver nicht viel nützen.

Er trug sein Anliegen noch einmal vor, und Judith Farnsworth bot ihm zunächst Platz und einen Drink an. Er durchschaute ihre Taktik. Sie überlegte inzwischen blitzschnell, ob ihr aus seinem Besuch

Schwierigkeiten erwachsen konnten.

Er nahm Platz. Den Drink lehnte er ab.

»Warum suchen Sie Rick Stubbs, Mr. Silver?« fragte die attraktive Frau. »Er hat doch nichts ausgefressen, oder? Sind Sie Polizist?«

Der Ex-Dämon lächelte. »Ich glaube, ich würde mich für den Polizeidienst nicht eignen. Meine Methoden sind zu eigenwillig, und ich kann keinen über mir vertragen.«

»Sie sind wohl selbst so etwas wie eine Führernatur.«

»Könnte man sagen. In der Beziehung scheinen wir einander ein bißchen ähnlich zu sein.«

»Oh, ich bin bei weitem nicht so stark wie Sie.«

»Ich weiß, daß Sie einen ungemein starken Willen haben, aber der wird Ihnen nichts nützen.«

Sie blickte ihn verwundert an.

»Nichts nützen? Wie meinen Sie das?«

»Sie denken, daß Sie mir das sagen werden, was Sie wollen. Ich aber sage Ihnen, daß Sie mir alles erzählen werden, was Sie wissen.«

Es zuckte nervös in ihren Mundwinkeln. Der Ex-Dämon machte sie unsicher. Sie wollte es mit einem unbekümmerten Lächeln überspielen.

»Was haben Sie vor? Wollen Sie mir Daumenschrauben anlegen?«

»Das sind veraltete Methoden. Es geht viel einfacher.«

»Vielleicht verrate ich Ihnen alles, was Sie wissen wollen, wenn Sie mir sagen, warum Sie Stubbs suchen.«

»Sie werden es nicht vielleicht, sondern bestimmt tun«, erwiderte der Ex-Dämon überzeugt, und dann hypnotisierte er Judith Farnsworth. Das ging so schnell, daß sie es überhaupt nicht mitbekam.

Nicht jeder Mensch eignet sich für die Hypnose. Jedenfalls nicht für eine herkömmliche Form der Suggestion. Da Mr. Silver aber Magie einsetzte, hatte Judith Farnsworth keine Chance, sich seiner Willenskraft zu entziehen. Sie konnte nicht anders, mußte ihm auf seine Fragen die Wahrheit sagen.

»Rick Stubbs ist Stammkunde bei Ihnen, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Judith Farnsworth. »Seit drei, vier Jahren.«

»Wann war er zum letztenmal hier?«

»Vor vier Wochen.«

»Und warum seitdem nicht mehr?«

»Ich glaube, wir haben ihn als Stammkunden verloren.«

»Was ist der Grund?« wollte Mr. Silver wissen.

»Er kam immer zu Faye. Sie arbeitet nicht mehr hier. Für ein anderes Mädchen scheint er sich nicht entschließen zu können. Faye wußte genau, was er am liebsten mochte. Sie hatte sich am besten von allen Mädchen auf ihn eingestellt.«

»Was macht Faye jetzt?« fragte der Ex-Dämon.

»Ich denke, sie betreut einige Privatkunden. Kann aber auch sein, daß sie nur noch für Stubbs da ist. Er machte ihr mal dieses Angebot.«

»Wissen Sie, wo Faye wohnt?«

»Ich suche Ihnen die Adresse heraus.«

Judith Farnsworth erhob sich und begab sich zu einem weißen Aktenschrank. Sie zog eine Lade auf, entnahm dieser eine Karteikarte, schrieb für Mr. Silver auf einen Zettel, was er wissen wollte und reichte ihn ihm.

In steiler, gut lesbarer Schrift stand auf dem Papier:

Faye Stanford, Brook Street 8.

Der Ex-Dämon nahm den Zettel entgegen, steckte ihn ein und entließ Judith Farnsworth aus der Hypnose. Lächelnd sagte er: »Es war nett, mit Ihnen zu plaudern.«

Sie schaute ihn verwirrt an. »Haben wir das getan?«

»Aber ja«, sagte Mr. Silver grinsend und schickte sich an zu gehen.

»Sie haben mir immer noch nicht gesagt, warum Sie Rick Stubbs suchen.«

Der Ex-Dämon bleckte die Zähne. »Das habe ich auch jetzt nicht vor.«

***

Die schreckliche Marbu-Kraft wirkte auf mich ein. Ich hatte das Gefühl, sie wollte mich zerreißen. Was mit mir geschah, wußte ich nicht genau. Ich konnte nicht richtig denken, sehen oder hören. Die Marbu-Magie machte alles anders.

Irgendwann bekam ich mit, daß sie mich an dieses hölzerne X gebunden hatten - mit dem Kopf nach unten. Ich sah Uharra an den Trommeln, und der Takt, den er schlug, schmerzte mich bis in die Seele hinein.

Jeder einzelne Laut wurde für mich zur unerträglichen Folter, zerrte an meinen Nerven.

Verdammt noch mal, der Kerl wollte mich mit diesem Trommeln verrückt machen, und es sah ganz danach aus, als ob ihm das auch gelingen würde.

Die Wände überzogen sich mit einem eigenartigen Glanz.

Natürlich konnte ich mir das auch nur einbilden. Mein Urteilsvermögen war arg in Mitleidenschaft gezogen worden. Ich konnte die Wirklichkeit nicht mehr einwandfrei erkennen.

Dazu trug dieses nervtötende Trommeln bei.

Mir war, als befände ich mich in einem Eispalast. Die Wände, die Decke, der Boden schienen aus glitzernden, glänzenden Eiskristallen zu bestehen.

Uharra beschwor das Böse. Er rief mit den Marbu-Trommeln die Dämonen. Würde einer meiner Erzfeinde erscheinen, ich wäre ihm wehrlos ausgeliefert. Er hätte leicht über mich triumphieren können.

Oder würde ich Marbu, dem Kern der Kraft, begegnen?
Marbu war kein Wesen, kein Höllenstreiter. Marbu war etwas Undefinierbares. Geballte, gefährliche Magie. Eine Lehre, eine innere Einstellung, eine Maxime, ein Zauber.
Ringsherum ein Knirschen, Krachen und Bersten.
Das Eis brach auf.
Der magische Gletscher kalbte, und ich befand mich auf einmal im Nirgendwo. Ich sah und fühlte nichts, hörte aber immer noch die furchtbaren Trommelschläge, die nicht aufhörten, mich zu martern.
Ich wußte nicht, wo ich mich befand, aber es war möglich, daß Marbu mich in sich aufgenommen hatte, und eine Rückkehr schien nicht mehr möglich zu sein.

***

Das grüne Ungeheuer hatte Mona Bordman im Beisein des Schriftstellers und seines Sekretärs nicht nur getötet, sondern auch verschlungen.
Weit hatte die Bestie ihr Maul aufgerissen und sich so weit aufgebläht, daß das tote Mädchen darin Platz gefunden hatte.
Dann war das Scheusal in Bordmans Arbeitszimmer zurückgekehrt und im Manuskript verschwunden, doch Jeffrey Parker wußte, daß er das Ungeheuer jederzeit wieder aus dem zu Papier gebrachten magischen Gedankengut hervorholen konnte.
Tags darauf war Angie Bordman nüchtern, und sie suchte Mona im ganzen Haus. Irgend etwas kam ihr spanisch vor, und sie glaubte, sich zu erinnern, in der Nacht ein grauenerregendes Brüllen gehört zu haben.
Aber sie war nicht sicher, ob sie sich auf diese Wahrnehmung verlassen konnte. Manchmal bildete sie sich auch irgend etwas ein. Vor allem dann, wenn sie mehr als gewöhnlich getrunken hatte.
Bordman und Parker warfen sich wissende, bedeutungsvolle Blicke zu, und nachdem sich Angie Bordman zurückgezogen hatte, sagte der Schriftsteller eisig: »Sie ist mir lästig.«
»Du willst sie loswerden?« fragte Parker.
»Je eher, desto besser. Ich will sie nicht mehr sehen. Sie stört meine Konzentration. Sie ist mir zuwider. Wenn sie nachts neben mir liegt, würde ich sie am liebsten umbringen.«
Parker grinste. »Sie könnte denselben Weg gehen wie Mona. Wärst du damit einverstanden?«
»Wann?« fragte der Schriftsteller sofort.
»Bald«, antwortete Parker. »Geh an die Arbeit.«
»Gleich. Gib mir vorher noch zu rauchen.«
Der Sekretär zündete die Pfeife an, und Paul Bordman gab sich ganz dem Genuß des Geisteropiums hin. Er spürte, daß ihn das Höllenzeug

krank machte, seine Organe angriff und vergiftete, aber er wußte, daß er davon nie mehr loskommen würde. Er wollte es auch nicht.

Er war Marbu verfallen, und das war ihm recht.

***

Uharra trommelte nicht mehr. Die Magie hatte gewirkt. Der Mann, den sie gefangen hatten, befand sich nicht mehr bei ihnen. Marbu hatte ihn sich geholt.

Die Neger verließen den geheimen Keller. Marbu hatte ein Opfer bekommen, und die Schwarzen würden von Marbu dafür Kraft erhalten. Uharra betrat einen düsteren Raum. In großen Töpfen wucherten riesige Pflanzen. Es hatte den Anschein, als hätte sich der Marbu-Medizinmann auf diese Weise einen kleinen afrikanischen Dschungel geschaffen.

Aber es gab eine Menge Zivilisation in diesem Urwald. Eine Sitzgruppe, einen Fernsehapparat, ein Videogerät, ein Telefon… Es läutete in diesem Augenblick.

Lawassa und Doto setzten sich, während sich der häßliche Marbu-Magier zum Apparat begab.

»Hallo!«

»Na endlich«, kam es aus dem Hörer. »Ich rufe bereits zum drittenmal an.«

»Was willst du?« fragte Uharra abweisend.

»Erst mal hören, wie's so geht«, antwortete Rick Stubbs.

»Alles läuft wie geplant ab.«

»Das heißt, der Schriftsteller schreibt bereits am Buch der Bücher?«

»Ja. Er ist bereits sehr weit, und das Werk macht rasche Fortschritte.«

»Wann wird Bordman es fertiggeschrieben haben?«

»Das entscheidet Marbu.«

»Und was ist mit dem neugierigen Kerl, den ich euch zugespielt habe?«

»Er befindet sich bei Marbu.«

»Ich mußte seinetwegen untertauchen. Das ist nicht nur mit Unannehmlichkeiten, sondern auch mit Unkosten verbunden.«

»Es wird dir alles ersetzt werden.«

»Wann?«

»Schon sehr bald«, antwortete Uharra.

»Und von wem?«

»Von Marbu«, sagte der Marbu-Medizinmann.

Rick Stubbs räusperte sich. »Ich würde meine Unkosten aber lieber von dir ersetzt bekommen.«

»Ist dir Marbu zu unsicher?« fragte Uharra sofort gereizt.

»Nun geh doch nicht gleich an die Decke.«

»Niemand darf Marbu beleidigen!« sagte Uharra scharf.

»Tu' ich doch gar nicht!«

»Wer Marbu kein Vertrauen entgegenbringt, beleidigt ihn!« stellte der Medizinmann fest.

»Nun wollen wir doch mal vernünftig miteinander reden!« sagte Stubbs ärgerlich. »Du tust so, als wäre ich euer Feind, Marbus Feind. Das bin ich nicht. Man kann sagen, daß ich seit einer Generation mit Afrika und allem, was seine Kulturen prägt, eng verbunden bin. Ich mache Geschäfte, ja, aber ich habe auch eine Mission zu erfüllen, nämlich das Gedankengut des schwarzen Erdteils weißen Menschen zu vermitteln. Ich sehe mich als Botschafter Afrikas, als Agent geheimster Religionen. Durch mich erreichen sie Menschen, die von ihnen nie zuvor gehört haben. Ich bringe die Magie, des schwarzen Volkes in die Häuser der Weißen und sorge seit drei Jahrzehnten dafür, daß sich afrikanisches Gedankengut über England ausbreitet. Ich erkenne an, daß Marbu der größte und gefährlichste Zauber ist, den es gibt, und es ist für mich eine Ehre und eine Auszeichnung, ihn unterstützen zu dürfen, aber ich bin kein Idealist wie du, Uharra. Ich helfe euch gern, doch es muß dabei für mich auch etwas mehr als nur eine kleine Entschädigung herausschauen. Dieser Mann, der in meinen Laden kam und Fragen über Marbu stellte, könnte ein Anfang gewesen sein. Vielleicht werden bald andere Männer kommen und neue Fragen stellen und auch wissen wollen, wo der Mann hingekommen ist, der bei mir war. Es ist nicht auszuschließen, daß ich meinen Laden nie mehr aufsperren kann. Dann hat mich Marbu meine Existenz gekostet. Alles, wofür ich ein Leben lang gearbeitet habe, wäre wegen Marbu verloren. Erwartest du von mir, daß ich vor Freude einen Luftsprung mache, wenn ich mit einem Schlag alles verliere, was mir lieb und teuer war? Ich bin ein alter Mann, Uharra. Ich kann mir keinen Idealismus mehr leisten…«

»Um so mehr solltest du dich auf Marbu konzentrieren, denn Marbu ist für das Existierende und das Vergangene da. Du wirst eingehen in Marbu und unsterblich sein.«

»Noch lebe ich«, sagte Stubbs hartnäckig, »und ich brauche Geld. Ich will nicht in London bleiben. Nach Kanada möchte ich gehen. Für unbestimmte Zeit, und du wirst mir diesen ›Urlaub‹ finanzieren, Uharra. Und du solltest nicht knausrig sein, denn ich möchte das bißchen Leben, das mir noch bleibt, in vollen Zügen genießen. Alles und jedermann hat seinen Preis, und meinen setze ich hiermit fest: 100 000 Pfund. Du kannst mir das Geld persönlich bringen oder Lawassa oder Doto damit herschicken. Hauptsache, ich kriege es bald, damit ich verschwinden kann. Du weißt, wo ich zu erreichen bin.«

»Bei diesem Mädchen.«

»Ja, bei Faye Stanford.«

»Was weiß sie?«

»Nichts. Denkst du, ich bin so verrückt, mich irgend jemandem in dieser Angelegenheit anzuvertrauen? Marbu ist eine Sache zwischen euch und mir. Das Geheimnis ist bei mir bestens aufgehoben, das kann ich dir versichern. Ich weiß allerdings nicht, ob das so bleibt, wenn ich das Geld nicht bekomme, das ich brauche.«

»Das ist Erpressung«, sagte Uharra mit haßglühenden Augen.

Stubbs lachte. »Man kann alles in den Schmutz ziehen, Uharra. Ich sehe es anders: Ich bitte lediglich einen sehr guten Freund um einen Gefallen.«

»Gleichzeitig setzt du einem sehr guten Freund das Messer an die Brust.«

»Sagen wir, ich helfe ihm, sich leichter und schneller zu entscheiden«, erwiderte Rick Stubbs. Und mit harter Stimme fügte er hinzu: »Bis morgen haben ich das Geld, sonst besorge ich es mir von jemand anders.«

Er legte auf, und Uharra ließ den Hörer langsam sinken. Er wandte sich an Lawassa und Doto, sprach über den Inhalt des Gesprächs und sagte: »Wir müssen uns von ihm trennen, bevor er unseren Marbu-Plänen gefährlich werden kann.«

»Kein Mensch kann Marbu wirklich gefährlich werden«, sagte Lawassa überzeugt.

»Aber Stubbs kann der Entwicklung schaden. Der Mann weiß zuviel, und er steht nicht mehr auf unserer Seite, deshalb werdet ihr ihn töten, und zwar sofort!«

***

Rick Stubbs hatte aufgelegt, und nun rieb er sich grinsend die Hände. Warum sollte er nicht mal von einer Sache profitieren? Marbu hatte ihm Unannehmlichkeiten eingebracht, und Uharra hatte die Möglichkeit, sich endlich für alles ordentlich erkenntlich zu zeigen. Rick Stubbs sah nicht ein, daß er der Leidtragende bei der Geschichte sein sollte.

»Ihr werdet bezahlen!« knurrte er. »Oder ich lasse euch hochgehen, verdammtes schwarzes Pack!«

Er hatte die Gelegenheit wahrgenommen, Uharra anzurufen, sobald Faye aus dem Haus war, um Besorgungen zu machen. Faye war ein Glücksfall für ihn. Sie hätte seine Enkelin sein können, sah großartig aus und hatte den Sex im Blut. Sie wußte soviel Raffinesse und Technik einzusetzen, wenn sie mit ihm zusammen war, daß er immer wieder aufs neue überrascht war. So etwas konnte man nur bis zu einem gewissen Grad erlernen. Der Rest mußte einem angeboren sein. Faye war ein Naturtalent. Sie hätte sich für keinen anderen Beruf so hervorragend geeignet wie für diesen.

Stubbs hatte durchklingen lassen, daß er möglicherweise bald

verreisen würde, und er hatte auch die Andeutung gemacht, daß er bereit wäre, sie mitzunehmen.

Faye hatte ihn verstanden. Sie war ein kluges Mädchen. Er hatte gespürt, daß sie bereit gewesen wäre, mitzukommen. Konkret hatten sie diese Zukunftspläne noch nicht besprochen. Stubbs wollte das erst tun, wenn er von Uharra das verlangte Geld bekommen hatte. Er glaubte nicht, daß Uharra Schwierigkeiten machen würde. Im Moment ärgerte sich der Medizinmann bestimmt maßlos, aber dann würde er sich wohl sagen, daß das Schweigen seines Freundes Stubbs 100 000 Pfund wert war.

***

Lawassa und Doto fuhren in einem himmelblauen Ford Corsair vor. Sie betraten das Gebäude, in dem Faye Stanford wohnte, und fuhren mit dem Lift zur fünften Etage hoch.

Sie trugen gut sitzende Anzüge, wirkten seriös, und niemand hätte in ihnen zwei gefährliche schwarze Todesengel vermutet. Sie gingen auf die Apartmenttür zu, hinter der Rick Stubbs auf die Rückkehr seiner jungen Freundin wartete.

Als sie läuteten, nahm Stubbs an, Faye hätte den Schlüssel vergessen, oder sie wäre so vollbepackt, daß sie nicht an die Schlüssel kam.

Arglos öffnete er die Tür. Lächelnd wollte er dem Mädchen ein paar nette Worte sagen. Als er Lawassa und Doto sah, stutzte er, und das Lächeln gefror in seinem Gesicht ein.

»Was wollt ihr denn hier?« fragte er unsicher.

»Wolltest du nicht schnellstens bedient werden?« fragte Doto zurück.

»Wir bringen dir deinen Lohn«, sagte Lawassa.

»Das Geld? Jetzt schon?« fragte Stubbs überrascht.

»Was glaubst du, wie lange es dauert, einen Scheck über 100 000 Pfund auszustellen?« bemerkte Doto und trat ein.

»Einen Scheck? Uharra hat euch einen Scheck mitgegeben?« Stubbs schloß die Tür und begab sich mit den Negern ins Wohnzimmer. »Ehrlich gesagt, Bargeld wäre mir lieber gewesen.«

»Jede Bank wird den Scheck annehmen«, sagte Doto.

»Na ja, schon gut«, sagte Stubbs. Er lachte gepreßt. »Ich weiß natürlich, daß er gedeckt ist. Uharra könnte ihn sperren lassen, aber warum sollte er einen guten Freund übers Ohr hauen?«

Er bot den Negern Platz an und fragte sie, was sie trinken wollten. Fayes Bar war gut gefüllt. Von Stubbs' Geld. Deshalb durfte er sich auch nach Herzenslust bedienen.

Er füllte französischen Kognak in große Schwenker und setzte sich zu den Besuchern.

»Dann wollen wir mal auf unsere gute Freundschaft trinken«, sagte er lächelnd und nahm einen großen Schluck.

Gier glänzte in seinen Augen, als er die Schwarzen bat, ihm den Scheck auszuhändigen.

Doto legte einen Scheck auf den Tisch, der völlig leer war. Wenn sich Uharras Unterschrift darauf befunden hätte, hätte er ihn als Blankoscheck akzeptieren und den Betrag selbst einsetzen können. Vielleicht sogar einen höheren Betrag.

Aber ohne Unterschrift war der Scheck wertlos.

Stubbs schaute die Schwarzen irritiert an. »Wollt ihr mich auf den Arm nehmen? Was soll ich damit?«

»Der Scheck repräsentiert das, was du wert bist«, sagte Lawassa.

»Aber er ist *nichts* wert.«

Doto nickte grinsend. »Genau wie du.«

Jetzt begriff Stubbs. Er sprang auf und schrie: »Uharra ist ein verdammter Narr! Das lasse ich mir nicht bieten!«

Dies war zwar nicht sein Apartment, aber er fühlte sich bei Faye so gut wie zu Hause, und er wußte auch, wo sie ihre kleine Astra-Pistole versteckt hatte. Die wollte er sich holen und Lawassa und Doto erschießen, denn sie waren aus einem ganz bestimmten Grund zu ihm gekommen. Wieso hatte er das nicht gleich in ihren Augen gesehen? Eiskalt und grausam war ihr Blick.

»Wir bringen dir deinen Lohn«, hatte Lawassa vorhin gesagt.

Sein Lohn sollte der Tod sein.

Das zahle ich dir heim, Uharra! schrie es in Stubbs, während er zum Bücherschrank eilte.

Doto und Lawassa erhoben sich langsam und zogen Dolche.

Stubbs packte einige Bücher und schleuderte sie den Negern entgegen. Sie duckten sich. Die Bücher sausten über sie hinweg. Der Afrikaexperte konnte die Pistole in der Eile nicht finden.

Himmel, und die schwarzen Killer kamen immer näher!

Hatte Faye die Waffe mitgenommen? Doch nicht zum Einkaufen, das wäre ja verrückt gewesen. Aber, verdammt nochmal, wo war die Pistole?

Die dunkelhäutigen Mörder nahmen Stubbs in die Zange. Er traf Doto mit einem Glasaschenbecher am Kopf, und der Mann war einen Moment benommen.

Aber Lawassa griff an.

Stubbs stieß einen entsetzten Schrei aus, als die Klinge auf ihn zusauste. »Neiiin!« brüllte er und sprang zur Seite. Sein Alter und sein Übergewicht ließen ihn nicht schnell genug wegkommen. Lawassa verletzte *ihn* mit dem Dolch, aber es war nur eine schmerzhafte Fleischwunde.

Wieder brüllte Stubbs, und dann bekam er endlich die Astra-Pistole zwischen die Finger. Panik erfüllte ihn. Er richtete die kleine Waffe auf das verhaßte Gesicht des Mannes, der ihn verletzt hatte, und

drückte ab, doch er traf nicht, denn Lawassa nahm seinen Kopf in Gedankenschnelle zur Seite.

Doto griff an, als der Schuß krachte, und auch sein Dolch traf Stubbs, aber wieder nicht tödlich, denn der Afrikaexperte war im gleichen Augenblick vorwärtsgesprungen.

Er katapultierte sich zwischen den beiden Schwarzen hindurch. Die Todesangst verlieh ihm zusätzliche Kräfte, aber sein Sprung brachte ihm nicht die Rettung, sondern leitete sein Ende ein, denn Doto riß ihm mit seinem Fuß die Beine unter dem Körper weg, so daß Stubbs hart auf dem Boden landete.

Und dann wiesen die beiden Dolchspitzen auf ihn.

***

Mr. Silver hörte das Gebrüll und den Schuß, als er aus dem Fahrstuhl trat.

Mit langen Sätzen rannte er den Flur entlang. Auf seiner Schulter entstand ein silbriges Flirren, er drehte sie im richtigen Moment der Tür zu und rammte diese mit ungeheurem Schwung auf.

Das Holz splitterte. Die Tür schwang zur Seite und knallte gegen die Wand. Mit seinem effektvollen Erscheinen erreichte er, daß Lawassa und Doto nicht zustachen, und als sie es dann doch noch schnell tun wollten, war es dafür zu spät.

Stubbs sprang blutüberströmt auf.

Er wußte nicht, wer Mr. Silver war, rannte verstört und entsetzt auf ihn zu und schrie: »Hilfe! Helfen Sie mir!«

Nichts anderes hatte der Ex-Dämon vor, aber Stubbs erschwerte ihm diese Aufgabe, indem er sich in seine Arme warf.

Lawassa und Doto reagierten blitzschnell. Sie schätzten Mr. Silver richtig ein. Dieser Mann war zu gefährlich und außerdem eine Nummer zu groß für sie.

Stubbs zu töten hätten sie geschafft, keine Frage, aber vor Mr. Silver hatten sie Angst, deshalb rückten sie aus. Da dies durch die Apartmenttür nicht möglich war, flohen sie auf den Balkon und von dort aus auf die Feuerleiter.

Zitternd und blutend hing Stubbs in Mr. Silvers Armen. Der Ex-Dämon sorgte mit seiner Magie dafür, daß der Mann keine Schmerzen hatte.

Während Lawassa und Doto mit dem Corsair davonrasten, führte Mr. Silver den Afrikaexperten zu einem Sessel.

»Diese Hunde!« keuchte Stubbs. »Diese verfluchten schwarzen Schweine! Sie wollten mich tatsächlich umbringen. Ich hätte nicht geglaubt, daß sie soweit gehen würden.«

Mr. Silver gab ihm zu trinken, nannte seinen Namen und den Grund, weswegen er gekommen war. Stubbs erkannte eine Möglichkeit, sich

zu rächen.
»Das sollen sie mir büßen!« stieß er haßerfüllt hervor. »Das ist der Dank dafür, daß ich so viel für sie getan habe. Ich habe sie unterstützt, wo ich konnte, machte ihnen die Einreise möglich, verschleierte und vertuschte ihre Aktivitäten, verschaffte ihnen das Haus, das sie zu Marbus Zentrum machten. Und zum Dank für all das schickt mir Uharra diese Mörder.«
»Sie haben ihnen meinen Freund Tony Ballard in die Hände gespielt, nicht wahr?«
»Ich kenne den Namen Ihres Freundes nicht, aber, es ist so, wie Sie sagen. Lawassa und Doto, die beiden Kerle, die mich heute umbringen wollten, haben ihn abgeholt.«
»Warum sollten Sie sterben?« fragte Mr. Silver.
Der Afrikaexperte sagte es ihm.
»Wohin haben Lawassa und Doto meinen Freund gebracht?« wollte der Hüne wissen, Rick Stubbs zögerte nicht, die Adresse zu nennen.
»Dort halten sie Tony Ballard gefangen?« fragte der Ex-Dämon.
Stubbs schüttelte den Kopf. »Nicht mehr.«
»Was heißt nicht mehr?« fragte Mr. Silver nervös.
»Ihr Freund ist jetzt bei Marbu. Es tut mir leid.«

***

Marbu war nichts Greifbares, und vielleicht nicht einmal etwas Begreifbares. Immer wieder suchte ich nach einer Definition dafür. Marbu war vieles auf einmal. Ein Zustand, eine Kraft, ein Geist, eine schwarze Seele.
Marbu war überall.
Ich befand mich in ihm - es befand sich in mir. Dadurch war Marbu auch eine Empfindung, ein Synonym für Angst, Tod, ewige Verdammnis und Gefahr für alles Leben.
Ich hatte in diesem schwerelosen Raum Alpträume und Schreckensvisionen. Stimmen und Geräusche, wie ich sie nie zuvor gehört hatte, drangen auf mich ein.
Ich spürte eine mörderische Kraft, die mich auseinanderreißen wollte, preßte die Kiefer zusammen und ballte die Fäuste. Ich warf den Kopf zurück. Das Blut schoß mir ins verzerrte Gesicht, und als ich es nicht mehr aushielt, brüllte ich wie auf der Folter.
Doch Marbu kannte kein Erbarmen.
Dieses Etwas, das zugleich auch nichts war, attackierte mich weiter, immer grausamer, immer schmerzhafter. Und ich war immer noch an dieses verfluchte Holzkreuz gebunden.
Aber hätte ich gegen Marbu etwas ausgerichtet, wenn ich nicht gefesselt gewesen wäre? Marbu war kein Gegner, den man lokalisieren könnte. Er war überall und nirgends.

Ein Name, eine Bezeichnung, ein Begriff…
Sollte ich daran zugrunde gehen?
Das Holzkreuz drehte sich mit mir gleichzeitig um mehrere Achsen, und ich war machtlos, hilflos.
Ich sah Gesichter. Böse, grauenerregende Fratzen. Freunde. Feinde. War Marbu all das zusammen? War Marbu mein Leben? Jedermanns Leben? Und gleichzeitig auch jedermanns Feind? Tötete man sich selbst, wenn man Marbu vernichtete?
Welch ein wahnwitziger Gedanke.
Marbu vernichten. Wie denn? Womit denn?
Ich hatte mich schon in vielen ausweglos scheinenden Situationen befunden, aber dies war die schlimmste von allen - vor allem deshalb, weil ich Marbu mit meinem Verstand nicht richtig erfassen konnte.
Ich hatte es zum erstenmal mit einer Macht zu tun, die mein geistiges Begriffsvermögen überstieg, und ich spürte, wie Marbu mich haben wollte.
Ich sollte aufgehen und eingehen in Marbu, sollte mich darin auflösen, atomisieren. Dieses Gefühl vermittelten mir die schrecklichen Kräfte, die konzentrisch auf mich einwirkten.
Da war auf einmal eine grelle Ellipse. Das Kreuz bewegte sich mit mir darauf zu.
Die Ellipse war Ziel und Ende. Ich glaubte zu wissen, daß es mich nicht mehr geben würde, wenn ich sie erreicht hatte.
Der Tod hatte Gestalt angenommen, und das Holzkreuz brachte mich zu ihm.

***

Rick Stubbs nahm sich kein Blatt mehr vor den Mund. Er sagte Mr. Silver alles, was er wußte - über Uharra und seine Mordkomplizen, über Marbu, über die Ziele der Schwarzen. Nichts ließ er aus. Er hatte mit den Negern und mit Marbu gebrochen, lieferte sie rücksichtslos aus. Mr. Silver konnte das nur recht sein.
Hinter ihm fiel plötzlich etwas zu Boden. Er fuhr herum und sah ein blondes Mädchen in der Tür stehen. Vollbepackt war sie, und der Schrecken hatte sie einen Teil davon fallen lassen.
Mr. Silver ging auf sie zu. Angst flackerte sofort in ihren Augen. Sie sah, daß Rick Stubbs blutete und dachte anscheinend, der Hüne wäre dafür verantwortlich.
Sie wollte sogar um Hilfe schreien, während sie den Rest der Sachen auch noch fallen ließ.
Mr. Silver hielt ihr schnell den Mund zu und zog sie ins Apartment.
»Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte Stubbs. »Dieser Mann hat mir das Leben gerettet.«
»Was ist passiert?« fragte Faye Stanford krächzend, als der Ex-Dämon

seine Hand fortnahm.
»Zwei Neger haben versucht, Mr. Stubbs zu ermorden«, erklärte ihr Mr. Silver. »Er ist nicht schwer verletzt. Sorgen Sie dafür, daß sich ein Arzt um ihn kümmert und verständigen Sie die Polizei.«
Es war mehr eine Geschäftsbeziehung, die die beiden verband, das stellte sich jetzt heraus. Vielleicht hatte Faye Stanford einen Großvaterkomplex, jedenfalls eilte sie mit Tränen in den Augen zu ihm und schlang vorsichtig ihre Arme um ihn.
»Ich muß weiter«, sagte der Ex-Dämon.
»Gehen Sie zu Uharra?« fragte Stubbs.
»Ja«, antwortete der Hüne.
»Sehen Sie sich vor! Dieser Mann ist gefährlich. Er wird Marbus Kraft gegen Sie einsetzen, und sein Haus ist magisch gesichert!«
»Vielen Dank für die Warnung!« sagte Mr. Silver und verließ das Apartment. Lawassa und Doto hatten keinen allzu großen Vorsprung. Er hoffte sie in Uharras Haus wiederzusehen.
Mit Tony Ballards Rover fuhr er los, und er machte sich größere Sorgen um den Freund, als er sich selbst eingestehen wollte. Tony war schon bei Marbu. Wie sollte man das rückgängig machen? War das überhaupt möglich? Mr. Silver konnte vieles tun, aber nicht alles. Auch er hatte seine Grenzen. Sie waren nur erheblich weiter gesteckt als die der Menschen.
Als das Haus in Sicht kam, in dem die Neger wohnten, verlangsamte Mr. Silver die Fahrt.
Das Gebäude stand auf einem Hügel. Ein Obstgarten befand sich davor, und neben der Treppe, die zum Eingang hinaufführte, lag ein großer steinerner Löwe.
Mr. Silver stieg aus. Er hatte keine Angst, weder vor Uharra noch vor Marbu.
Vielleicht war Marbu stärker als er, das wußte er nicht. Er würde trotzdem nicht zögern, Marbu anzugreifen. Seine ganze Kraft würde er einsetzen, um diesen gefährlichen Feind zu vernichten.
Der Ex-Dämon erreichte die Treppe, und im selben Moment machte sich Uharras magische Sicherheitsvorkehrung bemerkbar.
Der steinerne Löwe wurde lebendig!

***

Während Paul Bordman seine vierte Geisteropiumkugel rauchte und von Marbus Gedanken durchdrungen wurde, disponierte sein Sekretär um. Ursprünglich war geplant gewesen, Angie Bordman sollte auf die gleiche Weise verschwinden wie Mona, doch das sagte Jeffrey Parker nun nicht mehr zu. Er wollte den Mord selbst ausführen. Seit er Parker I und dessen Freundin umgebracht hatte, lechzte er danach, einen weiteren Mord zu begehen. Hier bot sich die Gelegenheit dazu, und er

war entschlossen, sie zu nutzen.

Dem Schriftsteller konnte es egal sein, wer seine alkoholkranke Frau tötete. Ihm war nur wichtig, daß es passierte, und Parker war mehr als bereit, ihm diesen Gefallen zu tun.

Er brannte geradezu darauf.

Während sich Bordman von Marbus Geist beseelen ließ, um an seinem Werk des Schreckens weiterzuarbeiten, wandte sich Jeffrey Parker mit einem grausamen Lächeln der Treppe zu.

Langsam stieg er die Stufen hoch. Er wußte, daß sich Angie Bordman in ihrem Zimmer befand, und er hatte vorhin gesehen, daß sie sich eine Whiskykaraffe nach oben geholt hatte. Sie hatte für heute noch einiges vor, aber Parker wollte dafür sorgen, daß sie es nicht mehr zu Ende führen konnte.

Er erreichte das Obergeschoß und wandte sich nach rechts. Eine prickelnde Unruhe erfaßte ihn.

Vor der Tür verharrte er einen Augenblick. Dann legte er die Hand auf die Klinke und trat ein, ohne anzuklopfen.

***

Der Löwe sprang hoch, riß sein Maul weit auf und stieß ein aggressives Brüllen aus. Er veränderte seine Struktur nicht, blieb aus Stein.

Marbu-Magie belebte ihn und der Ex-Dämon schützte sich augenblicklich mit seiner Silbermagie.

Sein Körper wurde zu purem Silber, und aus seinen Augen rasten sogleich zwei rote Feuerlanzen. Sie hieben gegen den gewaltigen Schädel des Löwen, und Mr. Silver rechnete damit, daß sie den Kopf entzweisprengen würden, doch Marbus Kraft schützte den Löwen und lenkte die Feuerlanzen ab. Sie prallten auf und zischten im spitzen Winkel davon.

Marbu zeigte dem Ex-Dämon im wahrsten Sinne des Wortes zum erstenmal die Krallen. Der steinerne Löwe griff ihn an. Schnell und wendig war das Tier, und steinharte Muskeln strafften sich kurz vor dem Sprung.

Jetzt stieß die Bestie sich ab.

Mr. Silver streckte dem Löwen die Arme entgegen. Er versuchte seine Silberfinger in den Tierleib zu krallen, doch es gelang ihm nicht.

Er mußte seine ganze Kraft aufbieten, um den Löwen von sich zu drücken. Die Bestie versuchte ihre Reißzähne in seine Schulter zu schlagen. Er drehte sich mit ihr und schleuderte sie auf den Boden.

Blitzschnell federte der Löwe wieder auf die Beine und setzte zu einer neuerlichen Attacke an.

Mr. Silvers Finger wurden scharf wie Bajonette, und als das Biest hochsprang, stach er zu.

Aber die spitzen Finger vermochten nicht in den Stein einzudringen. Sie ratschten über den Körper des Löwen, und Mr. Silver mußte erkennen, daß er es diesmal mit einem Gegner zu tun hatte, der ihm nicht nur Paroli zu bieten vermochte, sondern der ihm sogar ernsthaft gefährlich werden konnte.

Er wich zurück. Das Tier fauchte und schnaufte. Mr. Silver tat den ersten Schritt nach links, noch einen… Sie bewegten sich im Kreis, belauerten einander. Keiner wollte sich entschließen, den nächsten Angriff zu starten, denn mit jeder Attacke bietet man dem Gegner eine Gelegenheit zu kontern.

Mr. Silver redete sich ein, es müsse eine Möglichkeit geben, mit diesem magisch verseuchten Ungeheuer fertigzuwerden. Er versuchte es mit Spruchattacken, und der steinerne Löwe duckte sich wie unter Peitschenschlägen.

Er knurrte und zuckte immer wieder wütend zusammen. Manchmal lag er ganz flach auf dem Bauch, während ihm Mr. Silver mit Formeln in der Dämonensprache zusetzte.

Er reizte das Tier damit so sehr, daß es ihn erneut angriff. Einem Prankenhieb vermochte der Hüne zu entgehen, aber da kam sofort die andere Tatze hinterher, und der Ex-Dämon stöhnte auf.

Die steinernen Krallen hatten seine Brust getroffen und Schrammen in seinen Metallkörper gerissen.

Er blutete nicht, aber die Verletzung brachte ihm die Erkenntnis, daß der Löwe imstande war, sogar die starke Silbermagie zu überwinden.

Es kam zu einem wilden Kampf. Der steinerne Löwe stand auf den Hinterbeinen, hielt den Ex-Dämon mit den Vorderpfoten umklammert und versuchte immer wieder, seine Zähne in den silbernen Hals zu schlagen.

Es wäre dem Löwen gelungen, die Silberkehle des Hünen durchzubeißen, deshalb mußte der Ex-Dämon alle Anstrengungen unternehmen, um den Kontakt zu verhindern.

Er bog sich so weit zurück, daß er das Gleichgewicht verlor und stürzte.

Der steinerne Löwe fiel mit ihm. Während des Fallens drehte sich Mr. Silver mit dem Scheusal, und dann schmetterte er ihm die Silberfaust gegen den gewaltigen Schädel.

Er hätte nicht gedacht, damit so großen Erfolg zu haben. Zuckungen erfaßten mit einemmal das Tier, und aus seinem Rachen stieg ein klagendes Brüllen und staubige Dämpfe.

Mr. Silver erhob sich verwundert, während die Zuckungen immer heftiger wurden. Unkontrolliert schlug die Bestie um sich, während sich ihr Kopf immer mehr verdrehte.

Der Ex-Dämon vernahm ein lautes Knirschen, und dann brach der Schädel des steinernen Gegners ab. Der Kampf war vorüber. Mr. Silver

hatte ihn für sich entschieden.
Das glaubte er. Das mußte er annehmen, doch in Wirklichkeit hatte etwas anderes die gefährliche Existenz des Löwen beendet.

***

Hitze geißelte mich mit flammenden Schlägen, Kälte bohrte sich gleichzeitig überall mit dünnen, eisigen Stacheln in meinen Körper, und die grelle Ellipse, die mich fast blind machte, zog mich mehr und mehr an.
Die Kraft, die davon ausging, war so intensiv, daß sie mir durch und durch ging. Sie sprengte meine Fesseln. Die Stricke schnellten von meinen Armen und Beinen. Ich war nicht länger an das Kreuz gebunden, war frei - wenn man in meiner Situation überhaupt noch von Freiheit reden konnte.
Was sollte ich dieser tödlichen Kraft, diesem mörderischen Gleißen entgegensetzen? Womit konnte ich eine Umkehr erreichen, mich retten?
Mehr als einmal war Mr. Silver zur Stelle gewesen, um mich aus der Klemme herauszuhauen, wenn es für mich schlecht aussah, doch diesmal würde er nicht kommen.
Diesmal mußte ich mir allein helfen. Oder ich war verloren.
Ich richtete mich auf. Das Holzkreuz blieb hinter mir zurück. Ich stand nicht, saß nicht, lag nicht. Es gab kein Oben und kein Unten. Hier herrschten Gesetze, die mir völlig unbekannt waren.
Marbu - in der Gestalt von Gleißen, Hitze und Kälte - wollte mich aufsaugen. Vielleicht war diese Ellipse ein unendliches Universum des Bösen. Eine andere Art von Hölle. Was würde ich noch wahrnehmen, wenn ich die Grenze überschritt? Gab es danach überhaupt noch Empfindungen für mich? Oder hörte ich dort einfach auf zu sein?
Selbst helfen! Selbst helfen! schrie es ununterbrochen in mir, und Hilflosigkeit und Verzweiflung versuchten mich zu überschwemmen. Sie wollten mich zur totalen Resignation verleiten, doch ich klammerte mich verbissen an die kaum noch vorhandene Hoffnung, das unvermeidbar Scheinende doch noch abwenden zu können.
Ich mußte mich wehren. Mit dem Geist, mit dem Körper - mit meinen Waffen. Aber war das nicht unsinnig und von vornherein zum Scheitern verurteilt?
Wenn ich einen greifbaren Gegner vor mir gehabt hätte, hätte ich ihn mit dem Dämonendiskus zu vernichten versucht. Diese starke Waffe aus der Jenseitswelt hatte noch nie versagt und mich noch kein einziges Mal im Stich gelassen.
Aber was sollte ich gegen einen körperlosen Gegner, gegen einen Namen ausrichten?
Warum nicht? Versuch's! verlangte eine Stimme in mir. Versuche es

wenigstens!

Und ich griff mit zitternden Händen nach meinem Hemd und öffnete es mit wenig Hoffnung.

Ich legte die handtellergroße milchig-silbrige Scheibe frei, die aus einem Material bestand, das man auf dieser Welt nicht zu analysieren vermochte.

Kaum war das Hemd offen, der Dämonendiskus nicht mehr bedeckt, geschah ein unbegreifliches Wunder. Die Kraft in der Scheibe reagierte. Sie wurde von gleißendem feindlichem Licht getroffen, von einer gewaltigen Magie angegriffen, und schlug zurück.

Das Gleißen hieb gegen den Dämonendiskus, aber die Scheibe wirkte wie ein Spiegel. Sie reflektierte das Höllenlicht, kehrte es in sich aber gleichzeitig auch um, und so raste die von Marbu ausgesandte Kraft positiv aufgeladen dorthin zurück, woher sie kam.

Marbu wurde von der eigenen Kraft getroffen und davon wohl überrascht.

Was dann passierte, läßt sich nur sehr schwer schildern. Blitze zuckten, Stürme heulten, und ein heftiger Rückstoß traf mich da, wo mein Dämonendiskus hing.

Ich entfernte mich von der Ellipse, die ihre Form unter ständigen Eruptionen veränderte. Ich drehte mich, krümmte mich, wurde zu einem Kreisel, zum Spielball von erschreckenden Gewalten, die mir klarmachten-, wie klein und unbedeutend ich eigentlich war.

Ich bekam kaum noch etwas mit, begriff aber, daß ich dorthin unterwegs war, woher ich gekommen war. Striche, Kreise, Spiralen um mich herum. Eine verrückte, irreale Welt, und dann… Wände. Grau und nüchtern, kahl und kalt. Die Feuerschale, die Marbu-Trommeln, mein Colt Diamondback.

Ich hatte es geschafft. Großer Gott, ich hatte es wirklich geschafft!

***

Ich schnappte mir meinen Revolver. Mein Sieg über Marbu - beziehungsweise das Schicksal, das mir zugedacht gewesen war - verlieh mir einen ungeheuren Auftrieb.

Die Neger befanden sich nicht mehr im Keller. Ich eilte auf die Treppe zu. Uharra würde ein zweitesmal in die Mündung meiner Waffe blicken, und da er mit meiner Rückkehr garantiert nicht rechnete, würde er so perplex sein, daß ich ihn hoffentlich spielend überrumpeln konnte.

Lawassa und Doto stellten kein Problem für mich dar. Sie waren keine solchen Fanatiker wie Uharra, und ihnen fehlten auch die Marbu-Kenntnisse, die sie zu gefährlichen Gegnern gemacht hätten.

Ich jagte die Stufen hinauf.

Daß ich - ohne es zu wissen und zu wollen - einen steinernen Löwen

auf Umwegen zerstört hatte, sollte ich erst später erfahren.

Marbu hatte von mir einen Schlag bekommen, wie es mit Sicherheit noch nie dagewesen war. Dadurch riß die Verbindung zwischen dem steinernen Löwen und Marbu.

Marbu zog alle Kräfte zurück, um zu überleben, nahm ich an.

Die letzten Stufen.

Eine Tür. Ich stieß sie auf und gelangte in einen Raum mit vielen großen Pflanzen. Uharras Privatdschungel. Er sollte ihm anscheinend den heimatlichen Urwald ersetzen.

Lawassa und Doto starrten mich verdattert an. Sie schienen mich für einen Geist zu halten, aber glücklicherweise war ich alles andere als das.

»Euer verdammtes Spiel ist gelaufen, Freunde!« blaffte ich und hielt alle drei Neger mit dem Colt Diamondback in Schach.

Es gefiel mir, daß ich mit meinem Auftritt auch auf den grauenerregend aussehenden Medizinmann großen Eindruck machte. Er sah in mir wohl ein lebendes Fragezeichen. Wie hat er das bloß geschafft? mochte er sich in diesem Moment immer wieder fragen.

Marbu zu entkommen, war bisher unmöglich gewesen.

Uharra schüttelte zornig den Kopf. »Nein! Du kannst nicht zurückgekommen sein! Das ist unmöglich!«

»Ich bin aber hier«, erwiderte ich. »Wofür hältst du mich? Für eine Halluzination?«

»Das darf nicht sein!« brüllte Uharra, und im selben Moment drehte er durch. Er scherte sich nicht um meinen Revolver. Vielleicht rechnete er damit, daß Marbus Kraft ihn schützen würde. Vielleicht glaubte er auch, mich mit Marbu-Magie austricksen zu können, aber die Marbu-Kraft stand ihm in diesem Moment nicht zur Verfügung. Trotzdem war er so verrückt, mich noch einmal anzugreifen.

Ich sprang zurück, als er sich auf mich stürzte.

Da wurde plötzlich die Haustür aufgesprengt, und Mr. Silver polterte herein. Er sah, daß Uharra mich angriff und reagierte sofort.

Sein Feuerblick tötete den Marbu-Magier.

Daraufhin konnten Lawassa und Doto die Hände gar nicht hoch genug emporstrecken, um uns zu zeigen, daß sie schon längst begriffen hatten, daß es für sie nichts mehr zu gewinnen gab.

***

Dort stand die Whiskykaraffe, aber wo war Angie Bordman?

Jeffrey Parker schloß die Tür und hörte die Dusche rauschen. Aha, im Bad war sie.

Der Höllensekretär hatte nicht vor, auf sein Opfer zu warten. Er würde sich ins Bad begeben und die Frau des Schriftstellers dort töten.

Er befand sich auf dem Weg zur Badezimmertür, als das Rauschen

des Wassers verstummte. Sollte er doch warten? Er blieb stehen und stellte sich vor, wie die Frau ihren immer noch aufregenden nackten Körper in den flauschig weichen Bademantel hüllte.

Er vernahm ihre Schritte, und dann erschien sie, in Gedanken versunken, leicht schwankend, und ihr Weg führte sie geradewegs zur Karaffe, neben der ein leeres Glas stand. Angie Bordman schien leere Gläser zu nassen, deshalb füllte sie es auch sofort.

Ihr Zimmer war so groß, daß sie Jeffrey Parker erst bemerkte, als sie sich, trinkend, umwandte. Ihr wäre beinahe das Glas aus der Hand gerutscht.

Sie war empört über die impertinente Frechheit des Sekretärs. Noch nie hatte er es gewagt, ohne ihre Erlaubnis ihr Zimmer zu betreten. Was fiel ihm ein? Was nahm er sich auf einmal heraus? Sie mochte ihn nicht sonderlich. Solange er ihrem Mann zur Hand ging, war er ihr gleichgültig, aber was er sich heute erlaubte, machte sie wütend.

Angie Bordman blickte den Sekretär verächtlich an.

»Was haben Sie in meinem Zimmer zu suchen, Parker?« herrschte sie ihn an. »Ich habe nicht erlaubt, es zu betreten.«

Er antwortete nicht, grinste nur, kalt und grausam.

»Sie denken wohl, eine betrunkene Frau ist leicht zu jagendes Freiwild, aber da irren Sie sich - jedenfalls in Bezug auf meine Person. Und jetzt scheren Sie sich zum Teufel!«

»Das ist nicht nötig«, erwiderte Parker. »Ich trage ihn in mir.«

Für Angie sprach er in Rätseln. »Wenn Sie nicht auf der Stelle verschwinden, rufe ich meinen Mann, dann können Sie etwas erleben.«

»Deinem Mann ist es egal, was ich mit dir anstelle«, sagte der Sekretär und schlich langsam näher. »Er hat keine Verwendung mehr für dich. Du bist nur noch Ballast für ihn.«

Angie schaute ihn entgeistert an. Soviel Frechheit ging über ihr Fassungsvermögen.

Und Jeffrey Parker disponierte noch einmal um. Warum sollte er sie gleich töten? Warum sollte er nicht vorher noch seinen Spaß mit ihr haben? Bordman hatte nichts dagegen.

»Mach, daß du rauskommst, du mieses, dreckiges Schwein!« fauchte Angie Bordman.

»Zieh deinen Bademantel aus«, verlangte Parker grinsend. »Ich möchte dich nackt sehen.«

Angie griff nach der Karaffe. »Wenn du mich anfaßt, schlage ich dir den Schädel ein!«

Er schien ihre Drohung nicht ernst zu nehmen.

Aber es war ihr ernst damit, verdammt ernst sogar.

Mit beiden Händen griff er nach ihrem Mantel und riß ihn auf. Ihre schönen Brüste sprangen ihm förmlich entgegen. In blinder Wut

schlug sie zu. Die Whiskykaraffe zerschellte an seinem Kopf, und der Schnaps bespritzte sie beide.

Der Schlag hätte Parker fällen müssen, doch er blieb stehen und grinste nur noch mehr.

Angie wich zurück. Er folgte ihr, und als er sich auf sie stürzte, trat sie blitzartig zur Seite und schlug mit beiden Fäusten auf ihn ein. Durch den Stoß, in den sie ihre ganze Kraft legte, stürzte Jeffrey Parker aus dem offenen Fenster.

Jetzt erst schloß Angie ihren Bademantel über den nackten Brüsten, und ein heftiges Brennen veranlaßte sie, sich ihre rechte Hand anzusehen. Sie sah Blut, das auf den Boden tropfte. Die Glasscherben der Karaffe hatten sie verletzt.

Angie schaute nicht aus dem Fenster, um nach Parker zu sehen. Sie lief aus ihrem Zimmer und schrie nach ihrem Mann.

***

Mr. Silver trieb mich zur Eile an. Er kannte inzwischen meine Geschichte und ich die seine, und ich muß zugeben, daß mir ganz und gar nicht gefiel, was er mir erzählt hatte.

Lawassa und Doto hatten wir der Polizei übergeben, und nun befanden wir uns auf dem Weg zu Paul Bordman, der von Marbu zum Sprachrohr des Bösen gemacht worden war und den Auftrag erhalten hatte, das Buch des Schreckens zu verfassen.

Während wir zu Bordman unterwegs waren, griff ich nach dem Hörer des Autotelefons, um Vicky Bonney anzurufen, damit sie aufhörte, sich Sorgen um mich zu machen.

Sie fiel aus allen Wolken, als ich ihr erzählte, was geschehen war und noch passieren sollte.

»Ist Bordman verloren?« fragte Vicky nervös.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte ich. »Silver und ich werden sehen, was wir für ihn tun können. Angeblich hat ihn Marbu ganz schön in den Klauen, und sein Sekretär ist ein Höllenwesen. Er darf das Buch der Bücher auf keinen Fall fertigschreiben, sonst löst er damit eine entsetzliche Katastrophe aus.«

»Hast du Marbu denn nicht vernichtet?«

»Wir müssen davon ausgehen, daß es mir lediglich gelang, Marbu mit einem harten Schlag für eine Weile zu irritieren. Vernichtet habe ich die Magie mit Sicherheit nicht.«

»Wie willst du Bordman dieser schrecklichen Kraft entreißen?«

»Darüber machen wir uns Gedanken, sobald wir ihn haben«, sagte ich und beendete das Gespräch.

»Vicky hat ein paar kluge Fragen gestellt«, sagte Mr. Silver, der das Gespräch über den eingebauten Lautsprecher mitbekommen hatte.

»Ja, und ich hätte ihr darauf gern ein paar kluge Antworten

gegeben«, sagte ich, während ich den Hörer in die Halterung schob.

***

Bordman zuckte zusammen. Erschrocken weiteten sich seine Augen. Irgend etwas hatte sich verändert. Das Geisteropium benebelte ihn zwar, aber er bezog keine Kraft mehr von Marbu.

Gleich war ihm das nicht aufgefallen.

Es hatte eine Weile gedauert, bis er spürte, daß von drüben nichts auf ihn überging. Rauchte er auf einmal ganz gewöhnliches Opium? Er sollte das Buch der Bücher schreiben, aber Marbu gab ihm nichts mehr ein. Sein Körper wurde nur noch mit diesem Suchtgift vollgepumpt, aber was war mit seinem Geist? Der bekam von Marbu keine Nahrung mehr, keine Ideen, keine zündenden Impulse.

Zornig zog Bordman an der Opiumpfeife. Wut durchtobte ihn. Parker! Wo war Parker? Er mußte mit ihm reden. Vielleicht hatte er eine Erklärung dafür. Vielleicht wußte er, wie man Marbu neu aktivieren konnte.

Er stand auf und schleuderte die grell bemalte Opiumpfeife auf den Boden. Die glühende Opiumkugel rollte heraus, und Bordman zerstampfte sie mit einem aggressiven Tritt.

Er schickte sich an, sein Arbeitszimmer zu verlassen. Da hörte er, wie Angie seinen Namen rief.

Und vor dem Haus hielt ein Wagen.

***

Die Schläge und der Stoß hatten Jeffrey Parker überrascht. Angie Bordman hatte ihn mit einer Kraft überrumpelt, die er ihr nicht zugetraut hätte, deshalb war er aus dem Fenster gestürzt.

Hart schlug er mit dem Gesicht auf dem Traufenstein auf. Seine Vorderzähne brachen ab, und die Oberlippe schwoll dick an. Die Frau dachte jetzt wohl, ihn los zu sein, aber der Sturz hatte ihn nicht ausgeschaltet. Er würde zu Angie Bordman zurückkehren und tun, was er sich vorgenommen hatte.

Es gab für sie keine Überlebenschance.

Jetzt schrie sie nach ihrem Mann. Parker richtete sich langsam auf, und ein erschreckendes Lächeln verzerrte sein geschwollenes Gesicht.

Sie hatte von Paul Bordman keine Hilfe zu erwarten.

Motorengeräusch…

Jeffrey Parker sprang hinter ein Gebüsch. Vorsichtig drückte er die Zweige zur Seite und beobachtete, wie zwei Männer aus einem schwarzen Rover stiegen.

Tony Ballard und Mr. Silver!

***

Paul Bordman eilte zum Fenster. Auch er sah den schwarzen Rover,

und das bedeutete Alarm für ihn, denn Marbu brauchte ihn, und Tony Ballard und Mr. Silver würde ihn daran hindern, das Buch der Bücher fertigzuschreiben.

Er mußte fort!

Rasch holte er seinen Aktenkoffer und packte das Manuskript, mit dem er den Lauf der Welt verändern würde, hinein. Dann wartete er mit vibrierenden Nerven, bis der Dämonenjäger und sein Freund das Haus betreten hatten.

Bordman schob das Fenster vorsichtig nach oben. Die Luft war rein. Er schob einen Fuß über die Fensterbank, stieg hinaus, zog das zweite Bein nach.

Geduckt lief er zur Garage, riß den Wagenschlag auf und warf den Aktenkoffer mit dem wertvollen Inhalt auf den Beifahrersitz. Er zwang sich zur Ruhe. Obwohl ihn das Opium benommen machte, war ihm klar, was für ihn jetzt auf dem Spiel stand. Sein oder Nichtsein… Wenn Tony Ballard und Mr. Silver ihn erwischten, war er erledigt, denn er hatte die Fronten gewechselt, und mit schwarzen Feinden gingen die beiden nicht zimperlich um.

Er raste nicht los, denn das Aufheulen des Motors hätte seine Flucht verraten.

Ganz langsam ließ er den Wagen anrollen. Niemand konnte es bemerken. Es gab auf dem Grundstück eine zweite Ausfahrt, und diese steuerte der Schriftsteller an. Erst als er sie erreicht hatte, atmete er erleichtert auf.

Geschafft.

Er grinste.

Nun würde ihn niemand daran hindern können, das Buch des Schreckens fertigzuschreiben.

***

Wir hörten die Frau schreien und stürmten in das Gebäude. Am oberen Ende der Treppe stand Angie Bordman, und ihr Bademantels war blutbesudelt. Mein Magen wurde zu einem Klumpen. Die Frau des Schriftstellers bot ein erschreckendes Bild, deshalb jagten Mr. Silver und ich zu ihr hinauf. Unter Tränen erzählte sie, was passiert war, und wir stellten erleichtert fest, daß sie nur geringfügig an der Hand verletzt war.

Jeffrey Parker war aus dem Haus gefallen. Da er ein Höllenwesen war, mußten wir davon ausgehen, daß ihm der Sturz nicht allzuviel ausgemacht hatte.

»Kümmere dich um sie«, sagte ich zu Mr. Silver. »Und sieh zu, daß du Paul Bordman findest. Ich schnappe mir den Sekretär!«

Der Ex-Dämon nickte, und ich wirbelte auf den Hacken herum und rannte die Treppe wieder hinunter. Augenblicke später war ich aus

dem Haus.

»Parker!« brüllte ich. »Parker, wo steckst du?«

Er kam aus den Büschen, an denen ich vorbeirannte. Wie ein Kastenteufel schoß er zwischen den Zweigen hervor. Mit abgebrochenen Zähnen und angeschwollener Lippe.

Er ließ mir nicht die Zeit, den Colt Diamondback zu ziehen, wuchtete sich mir entgegen, und ich kassierte einen Treffer, der mich niederwarf.

Aber ich blieb nicht liegen, nutzte den Schwung, warf mich herum und federte gleich wieder auf die Beine.

Parkers Aussehen veränderte sich schlagartig. Ich sah Giftzähne und einen Kobraschädel. Er zischte aggressiv und attackierte mich erneut, doch diesmal reichte die Zeit, den Colt zu ziehen.

Parker stieß sich ab, und ich zog den Stecher durch.

Sein Schlangenmaul öffnete sich, und Marbu-Dämpfe entstiegen ihm.

Seine Hände glühten kurz auf, erloschen, glühten wieder… Jedes neue Aufglühen war schwächer als das vorhergehende.

Und wieder einmal sah ich, wie stark Marbu war.

Das geweihte Silber schien nicht auszureichen, um ihn zu töten. Er stand immer noch, und er schleppte sich sogar auf mich zu, um mich abermals zu attackieren.

Ich brachte mich vor seinen Giftzähnen in Sicherheit, stieß die Waffe in die Schulterhalfter und holte den magischen Flammenwerfer heraus.

Die armlange Feuerlohe stach dem Höllenwesen entgegen.

Parker stieß einen unmenschlichen Schrei aus, seine Brust öffnete sich, und der Höllenbrodem, der ihn so lange am Leben erhalten hatte, schoß daraus hervor.

Jetzt erst brach er zusammen. Der Kobraschädel verlor die Schuppen, und die Giftzähne fielen aus dem Mund, Sekunden später begann sich Parker aufzulösen.

Ich kehrte zu Mr. Silver zurück. »Bordman?« fragte ich atemlos.

»Verschwunden«, antwortete der Ex-Dämon.

»Und das Manuskript?«

»Hat er mitgenommen.«

»Verdammt.«

»Kannst du laut sagen.«

Wir brachten Angie Bordman in ein Sanatorium, wo man ihr zum x-ten Male das Trinken abgewöhnen würde. Ich hoffte für sie, daß man es diesmal schaffte.

Und Bordman? Marbu? Das Buch der Bücher?

Das waren neue Probleme, mit denen wir fertigwerden mußten…

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 66 »Zerberus, der dreiköpfige Tod«, und folgende